

Kurt W. Zimmermann: Christa Rigozzi muss die SRG retten

Nummer 4 – 25. Januar 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Titan aus Jerusalem

Benjamin Netanjahu ist der bedeutendste Staatsmann unserer Zeit.

Francis Pike

Schlacht um Europa

Magdalena Martullo übernimmt die Führung in der SVP. *Marcel Odermatt*

«Gott ist Liebe – und Vernunft»

Kurt Kardinal Koch über die ewig faszinierende Botschaft
des Christentums. *Roger Köppel*

4 194407507406 04

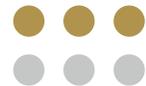
«AfD-Geheimplan»
Wie Regierung und Medien
die deutsche Demokratie
beschädigen



Das tönt gut! Musik & Fluss

Der Luxus der Langsamkeit im Zusammenklang mit wahren Musikgenies in beeindruckenden Kulissen. Das sind die Musik-Flussreisen von der Nr. 1. Excellence, die Schweizer Familienreederei.

3x Gold, 3x Silber – Excellence ist Europas grünste Flotte



Klangvoller Frühling in Berlin & Hamburg

Opern La Traviata und Pique Dame, Musical Tanz der Vampire

Excellence Coral
11 Tage Elbe ab Fr. 2395
26.03.–05.04.2024



Brahms' 4. Sinfonie in Baden-Baden

Die Berliner Philharmoniker mit der Violinistin Lisa Batiashvili

Excellence Baroness
5 Tage Rhein ab Fr. 1115
28.03.–01.04.2024



Musikalische Ostern – Oper & Musical

Strauss' Elektra in Baden-Baden und Starlight Express in Bochum

Excellence Queen
7 Tage Rhein ab Fr. 1995
30.03.–05.04.2024



Weltpremiere in zwei Schleusen

Bariton Burkhard v. Puttkamer, Konzert in Budapest, My fair Lady/Aida

Excellence Empress* / Princess**
9 Tage Donau ab Fr. 2095
16.07.–24.07.24* / 16.07.–25.07.24**



Pepe Lienhard live an Bord

Der legendäre Musiker & Band in exklusiver Clubatmosphäre

Excellence Princess
6 Tage Rhein ab Fr. 1895
12.10.–17.10.2024



Der Swing Frank Sinatras

mit Max Neissendorfer & Band

Excellence Empress
3 Tage Rhein ab Fr. 395
29.10.–31.10.24 / 31.10.–02.11.24
02.11.–04.11.24 / 04.11.–06.11.24
06.11.–08.11.24

Das Excellence-Inklusivpaket

- Flussblick-Kabine, Genuss-Vollpension
- An-/Rückreise, Transfers in umweltgerechtem Schweizer Komfort-Reisebus
- Musik-Flussreisepaket gemäss Programm
- Klimaschutzbeitrag
- ... und vieles mehr

Alle Musikreisen excellence.ch/musik
Buchen Sie online ohne Buchungsgebühr

Alle Themen-Flussreisen von Excellence entdecken

- **CITY CRUISES**
Städtereisen, aber anders!
- **GOURMET**
Spitzenköche an Bord
- **MUSIK & COMEDY**
Klassik an Land, Sprachakrobatik an Bord
- **KULTUR**
Kunst, Mode, Foto, Literatur, Architektur ...
- **NATUR**
Oasen für Pflanzen & Tiere entdecken
- **GOLF, VELO, WANDERN**
Aktiv mit Fachleuten und Gleichgesinnten
- **WINTER**
Städtereisen, Lichterfeste, Adventszauber

excellence.ch/themenreisen

Jetzt anfordern!
Extratouren mit Fachleuten & Gleichgesinnten



excellence.ch | 071 626 85 85

Excellence – Reisebüro Mittelthurgau, CH-8570 Weinfelden

excellence
Die kleinen Schweizer Grandhotels

Die Schweiz, gerne klein

In dieser Ausgabe findet sich ein Interview mit Kurt Kardinal Koch. Der Schweizer Theologe im Vatikan spricht über die Glaubenskrise in Europa und die Unfähigkeit seiner Kirche im Umgang mit den Missbrauchsfällen. Der Luzerner ist ein überlegter, nachdenklicher, hochintelligenter Mann. An einer Stelle zitiert er ein Gedicht des Schweizer Schriftstellers Kurt Marti: «MENSCH GERNE-GROSS, gott gerneklein.»

Kochs Erinnerung an Martis geniales Kurzgedicht passt zur Gegenwart. Ich lese es als Auftrag an die Schweiz, als verbindliche Mahnung an die Gernegrossen unserer Politik, vor allem unserer Aussenpolitik, die sich auf den internationalen Bühnen und Teppichen nur allzu gerne gross machen, anstatt die Kleinheit der Schweiz als Trumpfkarte auszuspielen: «schweiz gerneklein» – so müsste es sein.

Die meisten unserer Politiker leiden am «Unbehagen im Kleinstaat» (Karl Schmid), dem Schweizer Minderwertigkeitskomplex, an dem auch die meisten Journalisten und Intellektuellen krank sind. Sie fühlen sich unwohl, wenn die Schweiz nicht mittanz auf dem internationalen Parkett. Politiker, die sich dem entziehen, werden in den gernegrossen Medien als Provinzler und Hinterwäldler abgetischt.

Dabei passiert das grösste Unheil stets, wenn sich Schweizer Politiker im Ausland aufplustern, wenn sie sich nach vorne drängen, jemand sein, etwas darstellen wollen. Welch fürchterlichen Irrweg hat unser Bundesrat beschritten, als er sich in die Marschkolonnen gegen Russland einreihete, vom Selenskyj-Fieber gepackt, sich einbildend, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen.

Peinlich berührt, stellen unsere Magistraten jetzt fest: Die siegesgewissen Rauschszenerien militärischer Erfolge und moralischer Triumphe haben sich nicht eingestellt, im Gegenteil. Die Ukraine verliert, Putin ist noch an der Macht, und so schnell werden über dem Kreml keine EU-Fahnen wehen. Die Schweizer Politik

hat sich einpacken lassen, zum Schaden unseres Landes.

Neutralität ist anstrengend. Sie erfordert Mut. Anders als viele Medien berichten, ist die Neutralität keine bequeme Haltung feigen Sich-draussen-Haltens. Wer neutral ist, setzt sich zwischen alle Stühle, hält Distanz nach allen Seiten, kränkt die angeblich Guten wie die

Wir dürfen uns nicht reinziehen lassen in den Wahnsinn der Gegenwart.

angeblich Bösen, denn alle Kriegsteilnehmer sehen sich immer im Recht und mögen es gar nicht, wenn der Neutrale neutral bleibt.

Neutralität heisst auch: Abstand zum Zeitgeist, zu den politischen Moden und Konjunkturen. Wer sich einhängt bei den «Angesagten», den Bejubelten und Strahlenden von heute, läuft Gefahr, auf dem Friedhof der Gestrigen zu landen. Im Fahrwasser der EU und der US-Demokraten hat die Schweiz auf den russischen Untergang gewettet. Das Risiko einer Parteinahme darf sich ein verletzlicher Kleinstaat nicht leisten.

Der politische Wind dreht, in Europa, im Westen. Besorgniserregende Krämpfe haben das orientierungslose Deutschland erfasst. Die Etablierten spüren, ihnen schwimmen die Felle davon. Verzweifelt trommeln die Regierenden zum Volksaufstand gegen die verteuflerte Opposition mit Vorwürfen aus dem Giftschränk der eigenen Geschichte. DDR-Szenen obrigkeitlicher Verzweiflung glauben einige bereits zu erkennen.

Die Welt spinnt auch in den USA. Aus dem Methusalem-Duell zweier Achtzigjähriger könnte der mehrfach abgeschriebene Ex-Präsident Donald Trump als Sieger hervorgehen. Es wäre das grösste Comeback seit Muhammad Ali. Einvernehmlich malen Medien und Politik den Teufel an die Wand. Dabei ging es

Europa zu Zeiten Trumps doch deutlich besser als heute – keine Kriege, billige Energie, Wohlstand.

Die Behauptung, eine Rückkehr Trumps sei Europas Untergang, ist nicht nur lächerlich. Sie ist falsch. Gefährdet wäre nicht Europa, gefährdet wäre eine bestimmte Gruppe von Politikern, die sich schon heute auf brüchigem Eis bewegen. Trump ist der Leitwolf der Unzufriedenen. Davon produzieren Europas Regierungen gerade jede Menge. Kein Wunder, kriecht ihnen mit Blick auf die US-Wahlen die nackte Angst ins Rückenmark.

Wir dürfen uns nicht reinziehen lassen in den Wahnsinn der Gegenwart. Die Schweiz ist ein Gottesgeschenk an die Eidgenossen, unverdient, aber deshalb um so wertvoller. Fragt man sich in Bundesbern, warum bei uns die Verhältnisse weniger verrückt sind als in Berlin oder Washington? Das liegt nicht an der Genialität von uns Schweizern, aber an der Genialität unserer direkten Demokratie, der Perle unter den Staatsformen.

Politikern und Journalisten, die unser Land institutionell noch immer der EU unterwerfen wollen – der Bundesrat hat entsprechende Pläne pfannenfertig in der Schublade –, ist nicht zu helfen. Ihnen sei empfohlen eine Reise ins seit Wochen brodelnde Berlin. Dort lässt sich besichtigen, was los ist, wenn die Politik fast alles und die Bürger fast nichts zu sagen haben. Wissen die Schweizer den Wert ihrer Schweiz noch zu schätzen?

Kein Raubtier im Wappen hat die Schweiz, sondern das Kreuz, Schmerzenssymbol der Christenheit. Mit dem Kreuz trotzten die Christen der Anmassung, den Vergötterungen der Macht. Der Christengott, ein Gerneklein, verzichtete im Moment seiner Kreuzigung darauf, seine Allmacht gegen die Peiniger aufzubieten. Gerneklein statt gernegross – das Schweizerkreuz ist unser Sinn-, Leit- und Mahnbild. Wehe, wenn wir es vergessen. R. K.

Staatsmann Benjamin Netanjahu, Warum der neue Antiamerikanismus falsch ist, EU: Flugverbot für russische Helikopter in der Schweiz, Reizfigur Martin Sellner

Er ist der wohl unbeliebteste Staatsmann dieser Tage. Israels Premier Benjamin «Bibi» Netanjahu. Im eigenen Land kocht die Wut auf ihn, in der arabischen Welt wird er als brutaler Kriegsherr in Gaza verteufelt. Zu Unrecht, argumentiert unser Autor Francis Pike. Er erinnert daran, dass Israel heute die Nummer 13 auf der Liste der reichsten Länder der Welt ist. «Das israelische Wirtschaftswunder ist vor allem sein Verdienst», so Pike, der Netanjahu als einen der besten Staatschefs des 21. Jahrhunderts rühmt. «Netanjahus Entschlossenheit», dem Hamas-Terrorismus unbeirrbar die Stirn zu bieten, sei «ein Hoffnungsschimmer für die krisengeschüttelte Region». **Seite 12**



Danke, Amerika!

Die USA haben in den letzten Jahrzehnten teils verhängnisvolle aussenpolitische Fehler gemacht. Doch der zunehmende Antiamerikanismus, der sich von links und rechts breitmacht, ist brandgefährlich. Denn Europa und die USA bilden eine Schicksalsgemeinschaft. Der eine wird nicht ohne den anderen bestehen. Und ohne den mächtigen Schutzschild der USA wäre unser Wohlstand, unsere Freiheit, unser Lebensstil, alles, was uns lieb und teuer ist, in höchster Gefahr. **Seite 40**

Die neutralitätswidrigen Sanktionen der Schweiz gegen Russland – vom Bundesrat unter grösstem ausländischem Druck beschlossen – haben konkrete Auswirkungen auf die Schweizer Wirtschaft. Der leistungsfähigste Lastenhelikopter unseres Landes ist

der russische Kamov, der bis zu fünf Tonnen transportieren kann. Doch der Bund hat der Maschine mit doppeltem Motor und doppeltem Rotor, die etwa die Firma Heliswiss International seit Jahrzehnten einsetzt, das Abheben verboten. Vergeblich setzte sich das zuständige Bundesamt (Bazl) für den Kamov-Heli ein. Die EU sprach ein striktes *Njet*. **Seite 44**

Deutschland ist in Aufruhr. Nach dem Aufstand der Bauern und der Traktoren gegen die links-grüne Bundesregierung schlägt nun das Pendel in die andere Richtung – im ganzen Land demonstrieren die Massen gegen «rechts». Im Visier haben die Demonstranten die Oppositionspartei Alternative für Deutschland (AfD), die gemäss Umfragen stark zulegt

und bei den kommenden Landtagswahlen im Osten zur ersten politischen Kraft werden könnte. Anlass für die Aufregung ist ein angebliches «Geheimtreffen» in Potsdam zwischen AfD-Vertretern und Martin Sellner, dem ehemaligen Sprecher der Identitären Bewegung Österreich. Wer ist die Reizfigur, die Hunderttausende auf die Strasse drängt? Wer ist der Mann, der die deutsche Politik mit seinen Thesen zur «Remigration» an den Rand eines Nervenzusammenbruchs bringt? Unser Autor Philipp Gut hat sich mit Sellner unterhalten – und einen intelligenten jungen Mann angetroffen, der durchaus die richtigen Fragen an unsere überforderte Einwanderungsgesellschaft stellt. **Seite 36**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



fotolia.com © bepsphoto



fotolia.com © Ivan Floriani



fotolia.com © javarman



VIP-Kulturreise: Puccinis «Turandot» an der Scala Anna Netrebko als Prinzessin in Mailand

Die lombardische Metropole Mailand fasziniert mit Kunst, Architektur und internationalem Flair. Erleben Sie auf dieser Reise die Stadt der Sinne, vom majestätischen Dom bis zur glamourösen Galleria Vittorio Emanuele II. Als krönender Höhepunkt erwartet Sie an der Scala die Premiere von Puccinis «Turandot» mit Anna Netrebko in der Hauptrolle.

Nach dem Check-in im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Cavour» erkunden wir Mailands Highlights, darunter den imposanten Dom, die Galleria Vittorio Emanuele II und das historische Castello Sforzesco. Der Ausflug klingt mit einem gemütlichen Abendessen aus.

Am nächsten Tag bietet der Besuch des Doms mit seinen Terrassen und des «Museo Teatrale alla Scala» unvergessliche Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart dieser beiden besonderen Bauwerke. Abends erreicht die 3-tägige Reise ihren Höhepunkt: die Premiere von Puccinis «Turandot» an der weltberühmten Scala mit der herausragenden Anna Netrebko als Prinzessin Turandot. Erleben Sie kraftvolle Facetten und die unvergleichliche Arie «Nessun dorma».

Giacomo Puccini (1858–1924), ein bedeutender Opernkomponist, debütierte 1884 an der Scala mit «Le Villi» und schuf Meisterwerke wie «Manon Lescaut», «La Bohème» und «Tosca». «Turandot», unvollendet bei Puccinis Tod, wurde von Franco Alfano vervollständigt und feierte 1926 ebenfalls an der Scala Premiere.

Anna Netrebko, die weltbekannte russische Sopranistin, präsentiert mit beeindruckender Bühnenpräsenz und charismatischer Ausstrahlung die kraftvolle Oper, während Daniel Harding für die musikalische Leitung sorgt. Tauchen Sie auf unserer 3-tägigen Leserreise ein in ein exklusives Erlebnis der Opernkunst in der einzigartigen Atmosphäre der Scala!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Mailand und die Scala»

Reisetermine:

24. bis 26. Juni 2024

Leistungen:

- Zugfahrt in der 1. Klasse Zürich – Mailand – Zürich
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Cavour»
- 1 Abendessen in ausgewähltem Restaurant
- Ausflug «Sehenswürdigkeiten der lombardischen Metropole»
- Puccinis «Turandot» im Teatro alla Scala mit Anna Netrebko (Parkett- bzw. Tribünenplätze, 1. und 2. Kategorie)
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung und ausführliche Unterlagen

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Dom und Museo Teatrale alla Scala», inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 90.–

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1780.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2080.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 350.–
Ermässigung bei Eigenanreise:	Fr. 200.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Wo sind die Rebellinnen: Seite 21



Weltenretterin: Seite 60



Moderne Mutter Gottes: Seite 32

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Geburtenrate und Geldpolitik
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Rachida Dati
- 10 Bern Bundeshaus Gefährlicher Flirt
- 11 Weisheit des Herzens
Zeit der Krankheiten
- 12 Titan aus Jerusalem
Israels Premier Netanjahu
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Und ewig grüsst Germania
- 16 Adriano Lucatelli
Die Ballade von LinkedIn
- 17 Peter Bodenmann
Rotchinesen helfen der Schweiz
- 18 Schlacht um Europa
Magdalena Martullo geht in die Offensive
- 20 Selenskyj will sein Volk zurück
Bern stellt sich plötzlich taub
- 21 Carey Mulligan Quecksilbriges Talent
- 22 Trump entdeckt China neu
Deal statt Wirtschaftskrieg
- 24 Aleksandar Vucic «Putin ist selbstbewusster als vor einem Jahr»
- 25 Kurt W. Zimmermann
Wer rettet die SRG? Christa Rigozzi
- 26 «Gott ist Liebe – und Vernunft»
Kurt Kardinal Koch im grossen Gespräch

- 31 Inside Washington
- 32 Handtaschen-Babys
Promi-Frauen leisten sich Leihmutter
- 34 Viola Amherd Verpasste Chance
- 34 Gratulation, Ueli Maurer
Klartext zur Corona-Pandemie
- 35 Anabel Schunke
Zeitalter der Sophie Scholls
- 36 Martin Sellner
«Ich würde mit jedem reden»
- 38 Die zwei von der Geldquelle
Bund finanziert Hotelflasko
- 39 Hosenlose Frechheit No-Pants-Look
- 40 Danke, Amerika
Spiegel der europäischen Seele
- 42 Talk-Masterin Caren Miosga
Unter Ausschluss der Wirklichkeit
- 43 Myanmar Buddhisten verfolgen Christen
- 44 Flugverbot für russischen Helikopter
EU-Sanktionen in der Schweiz
- 47 Tamara Wernli Generation Anspruch
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe
Peter Gross, Mary Louise Weiss
- 50 Beat Gygi
Strom macht den Staat reich

DEUTSCHLAND: EIN LAND IN PANIK

- 51 Moralputsch der Wohlgesinnten
Hintergründe des angeblichen
«Geheimplans» der Plattform Correctiv

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Lob des Rindviehs
Blick auf Naturschutz und Biodiversität
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Nacht im Museum Techno erleben
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik Anton Bruckner
- 69 Serie «True Detective»
- 70 Pop «The Holdovers»
- 71 Podcast Wer bin ich eigentlich?
- 71 Jazz Vijay Iyer
- 72 Unterwegs Der Kongo von oben

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Fixerstübli
- 78 Bei den Leuten
Preissegen im Radiostudio
- 80 Essen/Wein
- 81 Auto/Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview
Hans Leutenegger

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

<p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>6 1/2 Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p>	<p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>3 1/2 und 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p>	<p>8 Hofwisen 8545 Rickenbach</p>  <p>2 1/2 - 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.hofwisen.ch</p>	<p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3 1/2 u. 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p>	<p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>2 1/2 - 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 05 www.schlossblick.ch</p>
<p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>4 1/2-Zi.-Dachwohnung +41 44 316 13 87 www.glattwies-glattbrugg.ch</p>	<p>15 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>4 1/2 Zi. Wohnung mit Terrasse +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p>	<p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>3 1/2 - 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p>	<p>18 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>3 1/2 - 5 1/2 Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.schmiedgass.ch</p>	<p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>4 1/2 Zi.-Gartenwohnung +41 58 400 85 20 www.solevista.ch</p>



Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00

Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Projektankündigungen

<p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3 1/2 u. 4 1/2-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>	<p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3 1/2 - 5 1/2-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>4 La Rivera 8424 Embrach</p>  <p>2 1/2- bis 4 1/2-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.larivera.ch</p>	<p>5 Geiselweid 8400 Winterthur</p>  <p>2 1/2- bis 4 1/2-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.geiselweid-winterthur.ch</p>	
<p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>2 1/2 - 5 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p>	<p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>3 1/2 - 5 1/2 Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 www.chridlerpark.ch</p>	<p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2 1/2 - 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p>	<p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3 1/2 u. 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p>	<p>17 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5 1/2 Zi.-EFH, Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p>
<p>19 NeuFrohsinn 8404 Stadel</p>  <p>3 1/2 - 5 1/2 Zi. Whg. und REFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>3 1/2 - 4 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p>	<p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>2 1/2 - 5 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p>	<p>23 Hotzenstock 8133 Esslingen ZH</p>  <p>3 1/2 - 5 1/2 Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.hotzenstock.ch</p>	<p>24 Trottenacker 8458 Dorf ZH</p>  <p>5 1/2 Zi.-Reihen-Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>

Stand Dezember 2023

Jetzt Newsletter abonnieren!



Blieben Sie „app to date“ mit unserer Immobilienraum-App.

Jetzt herunterladen!



Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Geburtenrate und Geldpolitik

Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard eröffnet den Kampf für die 13. AHV-Rente. Das Momentum ist auf seiner Seite. Doch seine Argumente sind fragwürdig.

Hans Kaufmann

Gewerkschaftsboss und Ständerat Pierre-Yves Maillard (SP) nutzte seine Chance am grössten Politanlass der Schweiz, am Albisgütli-Treff der SVP, um seine Argumente zur 13. AHV-Rente vorzutragen. Eine auch nur rudimentäre Hinterfragung entlarvt seine Darbietungen als üble Irreführung des Publikums, als Sammelsurium von Widersprüchen und Weglassungen.

Zur Einleitung erzählte er von einer armen Frau, die in ihrem eigenen Haus wohne, immer gearbeitet und AHV-Beiträge bezahlt habe. Sie sei nun nicht mehr in der Lage, die hohen Heizkosten zu bezahlen, weshalb sie gezwungen sei, jeweils nur noch das Zimmer, in dem sie sich aufhalte, mit einem Elektroofen zu beheizen. Die Schilderung erweckt Mitleid, vernebelt aber die wahren Gründe.

Elektroofen vs. Ölheizung

Ich weiss nicht, wie die Frau zu einem eigenen Haus gekommen ist. Entweder hat sie es geerbt oder mit ihren Ersparnissen erworben. Ihr Eigenheim könnte Teil ihrer Altersvorsorge sein, aber als Hausbesitzerin ist sie verpflichtet, ein fiktives Einkommen, den Eigenmietwert, der ihrem steuerbaren Einkommen zugeschlagen wird, zu versteuern. Das ist ein wesentlicher Grund, warum der Rentnerin Geld zum Leben fehlt. Seit Jahren versuchen die SVP und andere bürgerliche Parteien, diesen Eigenmietwert abzuschaffen. Die SP, inklusive Maillard, stellte sich immer dagegen. Andererseits konnte die bejammerte Eigenheimbesitzerin in den vergangenen Jahren von rekordtiefen Hypothekarzinsen profitieren. Diese sind zwar unlängst etwas angestiegen, liegen im historischen Kontext aber immer noch tief.

Heizt man mit einem Elektroofen, weil die Ölheizung zu teuer geworden sei, verkennt man die Fakten. Während die Heizölpreise seit dem Höchststand im Oktober 2022 wieder um 27 Prozent gefallen sind, werden die Elektrizitätspreise 2024 um 17 Prozent ansteigen. Heizöl extra-leicht unterliegt zusätzlich einer CO₂-Ab-

gabe von Rp. 31.80, das Erdgas einer solchen von Rp. 32.16 pro Liter. Dazu kommen minime Mineralölsteuern. Stärker ins Gewicht fallen aber die Mehrwertsteuern, die per Januar 2024 um weitere 0,4 Prozentpunkte auf 8,1 Prozent erhöht wurden. Je höher die Energiepreise steigen, umso mehr kassiert der Staat mit. Sogar auf den CO₂-Abgaben und der Mineralölsteuer fallen Mehrwertsteuern an. Die hohen Energiepreise sind weitgehend die Folge einer verfehlten Energiepolitik, für die die ehemaligen Bundesrätinnen Doris Leuthard (Mitte) und Simonetta Sommaruga (SP) und ihre Genossen verantwortlich sind. 75 Prozent der Elektrizitätswirtschaft sind zudem in öffentlichem Besitz.

Der Verweis auf das AHV-Vermögen von 50 Milliarden Franken ist schöngefärbt, denn die Zahl stammt aus dem Jahr 2021. Ende 2022 stellten sich die Eigenmittel der AHV nach einem massiven Anlageverlust auf nur noch 47 Milliarden. Damit wurde auch das AHV-Gesetz ge-

ritz, denn dieses schreibt in Artikel 107 Abs. 3 AHVG vor, dass der AHV-Ausgleichsfonds Ende Jahr in der Regel nicht unter den Betrag einer Jahresausgabe sinken darf. Das war Ende 2022 mit 98,4 Prozent aber der Fall, denn die Aus-

Die hohen Energiepreise sind die Folge der verfehlten Energiepolitik von Leuthard und Sommaruga.

gaben beliefen sich auf 48 Milliarden Franken. Das AHV-Vermögen enthält auch noch 10 Milliarden Franken Darlehen an die IV, womit das tatsächlich nutzbare Vermögen nur 37 Milliarden beträgt. Die von Maillard zitierte Zunahme des AHV-Vermögens um 27 Prozent bis 2030 auf 60 Milliarden Franken, die aus der Perspektivstudie des Bundes vom Juli 2023 stammen, unterstellt, dass bis 2030 in keinem Jahr Anlageverluste anfallen, die jährlichen Beiträge um 1,9 Prozent, die Bundesbeiträge um 2,8 Prozent und die Mehrwertsteuereinnahmen um 6,1 Prozent ansteigen sollen.

Blanker Unsinn

Die Problematik der rasch wachsenden Rentnerzahl wegen der Babyboomer-Generation, die in Pension geht, und die steigende Lebenserwartung blendete er wohlweislich aus. Ebenso die Tatsache, dass 35 Prozent der Renten ins Ausland gehen, an Rentner, die nicht wie die hiesigen über Mehrwert- und andere Steuern zur AHV beitragen. Zum Schluss seiner Rede verstieg sich Maillard noch zur Behauptung, wegen der Inflation und der Kaufkraftverluste der letzten zwei Jahre sei es zu einem Rekord-Geburtenrückgang gekommen.

Das ist blanker Unsinn. Wenn dies der Fall wäre, dann könnte die Schweizerische Nationalbank ja die Geburtenrate in der Schweiz mit ihrer Geldpolitik steuern. Fazit: eine fachlich eher fragwürdige Präsentation eines Gewerkschaftschefs.

Hans Kaufmann ist ehemaliger Chefökonom der Bank Bär und alt Nationalrat der SVP.



Sag, wie hältst du's mit dem Eigenmietwert?
Ständerat Maillard.

Liebe Rachida Dati

Sie sind ein Lichtblick in der französischen Politszene. Fast hätte Ihre Ernennung zur Kulturministerin eine andere Sensation überschattet, nämlich die Kürung von Gabriel Attal zum Premierminister, dem jüngsten der Fünften Republik. Der äusserst populäre 34-Jährige ist Jude und schwul, was in den Medien, ausser in den USA, kaum zur Kenntnis genommen wurde.

Der Regisseur der Regierungsumbildung ist natürlich Präsident Emmanuel Macron, der hier ein paar provokative Nägel eingeschlagen hat («Der König amüsiert sich», titelte *Le Point*). Mich freut vor allem, wie Ihre Ernennung bei der links gewickelten Kulturelite wie ein Bombenangriff auf ein Milieu eingeschlagen hat, das sich hoch über dem Gewimmel des Volkes wäht. Eines Volkes, das sich unverstanden fühlt und deshalb vermehrt zur rechten Partei Rassemblement national abwandert. Jetzt hat Macron mit der Abwerbung einer «Marke» von den bürgerlichen Républi-



Sie sind ein Vorbild:
Kulturministerin Dati.

cains signalisiert, wo es mit der Kulturpolitik langgehen soll: näher zum Volk.

Indem er eine Frau nominiert, die 1965 als Zweites von elf Kindern algerischer Immigrantin zur Welt kam, sich hartnäckig emporgearbeitet hat, Justizministerin von Nicolas Sarkozy wurde, mit Brigitte Macron be-

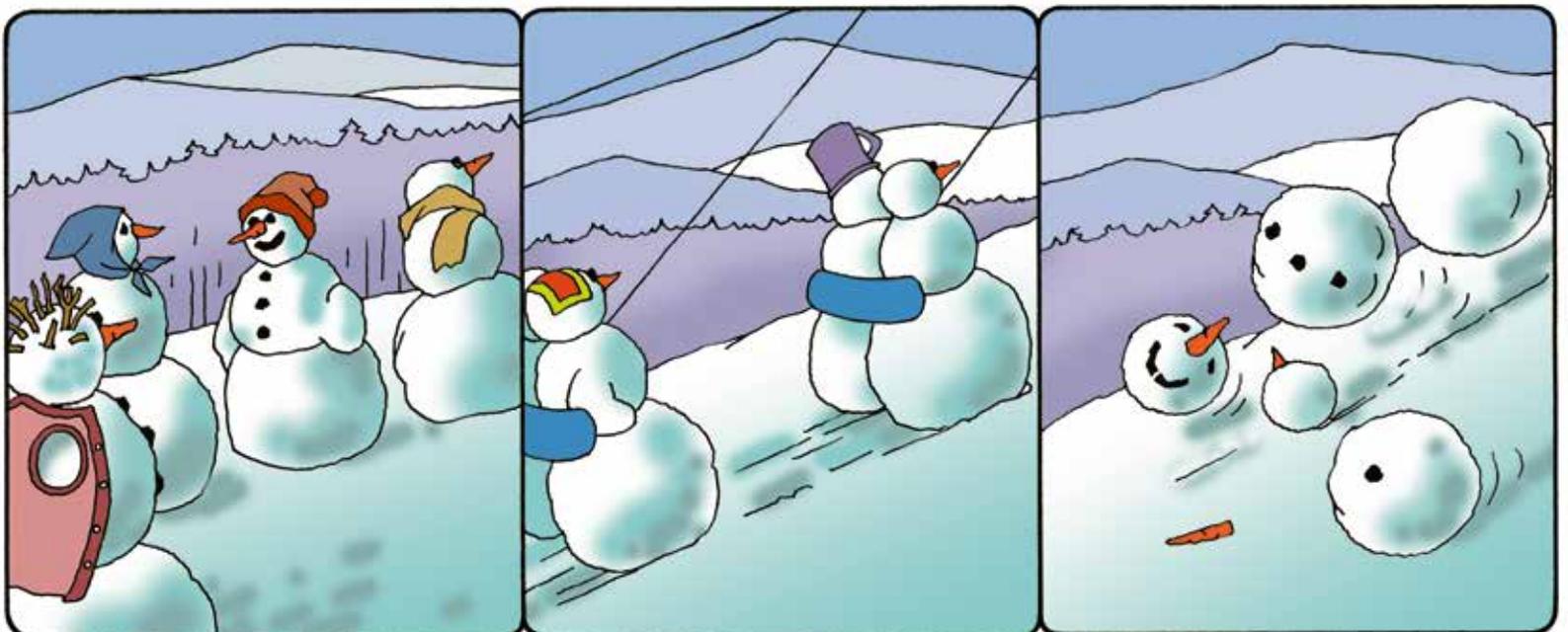
freundet ist. Eine schöne, stets elegant gekleidete, alleinerziehende Mutter, die den Kindsvater (einen Unternehmer) lange geheim gehalten hat, in TV-Debatten blitzgescheit argumentiert und, sobald Macron abtritt, Bürgermeisterin (Maire) von Paris werden will.

Als Kulturministerin haben Sie gegen die Amtsinhaberin Anne Hidalgo (Parti socialiste) die besten Karten in der Hand. Sie sind ein Vorbild. Für Frauen, die den eigenen Weg gehen, und für Politiker, die sich nicht von der Partei gängeln lassen. Die Républicains haben Sie, die Überläuferin, sofort ausgeschlossen.

Was soll's: Sie quittieren den Rausschmiss mit Ihrem entwaffnenden Cruella-Lächeln. Ich freue mich auf Ihre ersten Kulturtaten.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Gefährlicher Flirt

Bundespräsidentin Viola Amherd intensiviert eigenmächtig die Annäherung an die Nato. Sie entwertet mutwillig die Neutralität der Schweiz. Sogar in der SP regt sich Widerstand.

Als alt Bundesrat Christoph Blocher in seiner letzten Albigüetli-Rede verkündete, die amtierende Bundespräsidentin, Viola Amherd (Mitte-Partei), habe keine Zeit zu kommen, da sie vielleicht irgendwo in den Gefilden der Nato herumirre, sorgte er damit für Heiterkeit im altherwürdigen Schützenhaus.

Die spitze Bemerkung von Christoph Blocher kam nicht aus heiterem Himmel. Amherd hatte sich beim Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos erneut mit Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg getroffen. Nach dem Treffen verkündete sie, dass die Schweiz eine engere Zusammenarbeit wünsche. Dieses Treffen war nicht das erste Tête-à-Tête. Im März des vergangenen Jahres eilte die Verteidigungsministerin zum Hauptquartier der Nato nach Brüssel, um über die Wiederausfuhr von Schweizer Kriegsmaterial zu diskutieren und den Nato-Generalsekretär zu beruhigen. Dieser hatte zuvor geäußert, dass er nicht verstehen könne, warum die Schweiz «die Wiederausfuhr solcher Waffen zur Verteidigung einer Nation nicht zulassen würde».

In Flavio Cottis Fusstapfen

1996 unterzeichnete der damalige Bundespräsident Flavio Cotti (CVP) den Vertrag für eine «Partnership for Peace» (PfP). Damit wurde die Schweizer Sicherheitspolitik auf die Interessen der Nato umgepolt und die Neutralität aufgeweicht. Parteikollegin Amherd will nun dort weitermachen, wo der Tessiner aufhörte. Sie will in ihrem Präsidentschaftsjahr die Nato-Annäherung intensivieren, nachdem sie im letzten Jahr bereits die Beteiligung am Nato-Luftabwehrsystem «Sky Shield» aufgegeben hat. Noch vor den Sommerferien, so ein Sprecher ihres Departements, wolle die Walliserin dem Bundesrat eine Vorlage unterbreiten und darin aufzeigen, wie die Schweiz noch enger mit der Nato kooperieren könne.

Amherds Ambitionen haben allerdings eine Kehrseite. Je mehr sie nämlich über die Nato



Skepsis im Parlament: SP-Nationalrätin Seiler Graf.

spricht, desto besser läuft es Pro Schweiz beim Sammeln von Unterschriften für die Neutralitätsinitiative. Wenn es nämlich etwas gibt, das die Schweizer ebenso stark ablehnen wie den EU-Beitritt, dann ist es die militärische An-

Je mehr man über die Nato spricht, desto besser läuft es für Pro Schweiz bei der Neutralitäts-Initiative.

bindung an die internationale Organisation. Gegen 70 Prozent waren bei einer Befragung 2023 dagegen. Mit dem Volksbegehren von Pro Schweiz sollen die immerwährende Neutralität und ein Verbot, sich in Friedenszeiten Militärbündnissen anzuschliessen, explizit in der Verfassung verankert werden.

Dennoch hadern die Elite und einige Medien seit dem Beginn des Konflikts in der Ostukraine im Jahr 2014 mit der Schweizer Neutralität. Mit

der Eskalation des Krieges in der Ukraine im Jahr 2022 verstärkte sich das ständige Bekenntnis zur Partnerschaft mit der Nato, obwohl gerade diese Haltung die Schweiz daran hinderte, in diesem Konflikt neutral zu bleiben.

Uralte Schützenpanzer

Über die Art einer künftigen Kooperation blieb die Verteidigungsministerin bisher vage. Im Parlament gibt es berechtigte Zweifel, ob eine verstärkte Zusammenarbeit möglich ist, ohne die Neutralität zu gefährden. «Wir kooperieren bereits bei den «Partnership for Peace»-Programmen eng mit der Nato», betont Priska Seiler Graf, die Präsidentin der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrats. «Es gibt einen regelmässigen Austausch und auch eine Zusammenarbeit bei der Ausbildung.» Sie sei deshalb skeptisch, wie man der Nato noch näher rücken wolle, ohne dabei den bisherigen Pfad der Bündnisfreiheit zu verlassen.

Der ehemalige Präsident der Sicherheitskommission im Ständerat, Werner Salzmann (SVP), betont, dass vor Diskussionen über eine Zusammenarbeit mit der Nato die Verteidigungsfähigkeit der Schweizer Armee gestärkt werden müsse. «Es ist schön und gut, wenn man das Gesamtsystem auf Interoperabilität mit der Nato ausrichten möchte, aber die Schweizer Armee hat derzeit nicht die dafür erforderlichen Fähigkeiten», gibt Salzmann zu bedenken. So seien die Schützenpanzer uralt und müssten sofort ersetzt werden.

Hinsichtlich der geplanten Teilnahme der Schweiz am «Sky Shield» der Nato betont Salzmann, dass die konkrete Umsetzung abgewartet werden müsse und dass eine Beteiligung ausgeschlossen sei, wenn sie die Neutralität der Schweiz beeinträchtige. Auch eine Teilnahme an gemeinsamen Übungen der Bodentruppen lehnt der Berner ab, da dies die Gefahr birgt, dass die Schweiz in einen Krieg hineingezogen wird, falls der Bündnisfall eintritt.

Zeit der Krankheiten

Die ganze Welt in unseren Breitengraden hustet und rotzt in einem noch nie dagewesenen Ausmass.



Sicher ist nur, es gibt kein Entkommen.

Ich bin kein Mediziner, nur Hypochonder. Ein Hypochonder ist, einfach gesagt, ein Mensch, der bei Husten an Lungenkrebs denkt und bei Magenschmerzen an ein Geschwür, natürlich an ein bösartiges. Hypochondrie ist, wie es heisst, eine psychosomatische Erkrankung, für die es kaum Heilung gibt. Ausser dem Tod natürlich.

Seltsamerweise trifft keine der üblichen Ursachen für Hypochondrie auf mich zu. Ich hatte keine traumatische Kindheit, keine schweren Erkrankungen, und meine Eltern pflegten keinen grundsätzlich angstfördernden Erziehungsstil, im Gegenteil. Einmal wurde ich bei einer Pfadi-Übung, als wir eine Seilbrücke an zwei Bäumen auf den jeweils gegenüberliegenden Ufern eines Flusses anbrachten, beinahe unter einem wegbrechenden Baum begraben, weil wir die Seile zu sehr spannten, aber ich vermute nicht, dass das etwas mit meiner Hypochondrie zu tun haben könnte.

Wahrscheinlich liegt sie ursächlich vielmehr in meinem Narzissmus und dieser Phase doch äusserster Selbstverliebtheit in meinen jungen Jahren; ich hatte einfach Angst, ausgelöscht werden zu können durch all diese todbringenden Krankheiten und die Gefahren beim Bergsteigen, beim Skifahren, im Strassenverkehr und beim Geschlechtsverkehr auch, was für einen Narzissten gleichbedeutend mit der Höchststrafe ist. Mit der Selbstausslöschung kommt der Narzisst nicht klar.

Ich speise und verdaue meine Hypochondrie auf zweierlei Arten. Einmal mit dem Psychrembel, dem klinischen Wörterbuch, 269. Auflage, wurde letztes Jahr im Mai herausgegeben. Wenn ich mich recht erinnere, startete ich bei der 256. Auflage 1990. Nur schon daran kann man ersehen, wie sehr Krankheiten und die damit verbundene Gefahr für Leib und Leben auf dem Vormarsch sind.

Dann natürlich im Internet. Nettdoktor, Mayo Clinic, Onmeda und so weiter, aber ich warne all die Hypochondrie-Amateure, jene, die es mehr als Hobby und zwecks Angeberei im Freundeskreis betreiben. Den weissen Kittel anziehen und im Internet surfen führt letztlich immer zu einer tödlichen Krankheit.

Ich schreibe dies alles im Krankenbett, fürchterlich; Husten, Fieber, Schlimmeres vielleicht, eine «orphan disease», eine dieser seltenen Waisenkinder-Erkrankungen, von der weniger als 5 von 10 000 Menschen betroffen sind; ich weiss es nicht. Noch einen Tag, und ich lasse die Pneumologie-Seiten sperren, um nicht über Primäre Ciliäre Dyskinesie, Morbus Boeck und so weiter nachdenken zu müssen.

Ich weiss, ich bin nicht der Einzige. Die ganze Welt in unseren Breitengraden hustet und rotzt in einem, wie mir scheint, noch nie dagewesenen Ausmass. Noch vor ein paar Jahren schienen mir winterliche Erkältungskrankheiten weniger bösartig, um nicht zu sagen gewalttätig. Da ein Schnupfen, hier ein Husten, das war normal, das war okay, ein paar Tassen

Neocitran, und nach fünf Tagen waren der Reiz und der Schleim durch. Dieses Jahr, so scheint es, rotzt jeder von uns von Dezember bis wahrscheinlich März durch. Was ist da los mit dem Rhinovirus, der zwar immer schon lästig war, aber zu welcher chronischen Qual hat er sich mutiert?

Man kommt ins Grübeln so auf dem Krankenbett. War das den meisten drei Mal verabreichte mRNA doch nicht so sauber und unkompliziert für den Metabolismus unseres Immunsystems? Hat uns das Tragen von Masken für lange Zeit die Widerstandskraft herausgefiltert? Gibt es gar, das denke ich, wenn mich ein Fieberschub packt, eine Verschwörung der Viren?

Sicher ist nur, es gibt kein Entkommen, ich war bis vor kurzem in einem kleinen Bergdorf im Süden Griechenlands, 200 Einwohner, unten an der Küste noch ein paar Leute. Ich reiste leicht erkältet an, es wurde leicht besser, aber nie gut, weil sogar dort, wo die Leute tagsüber draussen sitzen, wo die Luft rein sein sollte, diese husteten und schnupften, was das Zeugs hielt. Kaum zurück, ein, zwei Besuche an einer Bar, und da lieg' ich jetzt. Wie viele und doch allein, das machen Krankheiten mit einem, sie lassen einen kreatürlich werden, sie sind verrotzte Vorboten des Sterbens. Ich schalte jetzt den Computer aus, schliesse die Augen und hoffe, dass alles vorbei ist, wenn ich wieder aufwache aus diesem Albtraum.

Titan aus Jerusalem

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu ist der bedeutendste Staatsmann unserer Zeit. Er spielt in einer Liga mit Winston Churchill, Konrad Adenauer und Deng Xiaoping.

Francis Pike



Bedeutende Leistung für die globale Sicherheit: Visionär Netanjahu.

Bald liegt ein Viertel des 21. Jahrhunderts hinter uns – eine gute Gelegenheit, uns zu fragen, wer bislang als bester Politiker unserer Zeit gelten könnte. Die großen Führungsfiguren des vergangenen Jahrhunderts sind im Rückblick unschwer zu erkennen – Theodore Roosevelt, Winston Churchill, Franklin D. Roosevelt, Konrad Adenauer, Yoshida Shigeru, Charles de Gaulle, Lee Kuan Yew, Ronald Reagan, Margaret Thatcher und Deng Xiaoping. Sie alle fügten die Welt nach den Verheerungen der Weltkriege und des Sozialismus wieder zusammen und brachten sie auf einen guten Weg.

Bruchpiloten und Schürzenjäger

Nun zu den Kandidaten für das 21. Jahrhundert. Zunächst ein kurzer Blick auf diejenigen, die meines Erachtens nicht in Frage kommen. Angela Merkel galt einigen Beobachtern als durchsetzungstarke Politikerin à la Margaret Thatcher, als ebenso machtbewusste Iron Lady. Sie schwang keine Handtasche, aber sie wusste,

wie sie politische Rivalen aus dem Weg räumte. Sie war eine glänzende Strategin, aber ihre Entscheidungen im Bereich der Energie- und Einwanderungspolitik haben zu Deutschlands aktueller Malaise geführt.

Präsident Obama war ein Vorkämpfer jener beklagenswerten Woke-Ideologie, welche die Welt in den letzten Jahren erfasst hat. Statt sich für die Überwindung von Rassenkonflikten

Das israelische Wirtschaftswunder ist vor allem Benjamin Netanjahus Verdienst.

einzusetzen, hat er sie durch die Behauptung eines angeblichen institutionellen Rassismus weiter angefacht. Im Ergebnis nahm die absurde und zerstörerische «Black Lives Matter»-Bewegung an Fahrt auf. Zu Obamas eifrigsten Schülern zählten Jacinda Ardern, die ehemalige Premierministerin von Neuseeland, und Justin Trudeau, der Premierminister von Kanada.

Obama schlug sich auf die Seite der globalistisch ausgerichteten amerikanischen Unternehmer, gegen die Interessen der Arbeiter, denen er empfahl, ihre Lage einfach zu akzeptieren. Zu seinen aussenpolitischen Schnitzern gehört das Atomabkommen mit dem Iran. In Asien unternahm er nichts gegen das aggressive Vorgehen Chinas im Südchinesischen Meer. Und er umgab sich, wie seine Frau Michelle, mit der abstossenden Aura moralischer Überlegenheit.

Auch Xi Jinping steht auf meiner Liste un-guter Politiker. Nachdem er seine Macht ausgebaut und einen Personenkult installiert hatte, wie er seit Mao Zedong nicht mehr erlebt wurde, gelang es ihm, mit seinem aggressiven militärischen Vorgehen im Südchinesischen Meer und seinen massiven Drohungen gegenüber Taiwan die Welt gegen sich aufzubringen.

Wenn die chinesische Führung ausgesprochen miserabel ist, so haben sich die französischen Präsidenten schlicht als Reinfall erwiesen. Sarkozy und Macron traten mit dem Versprechen

an, den aufgeblähten Verwaltungsapparat zu modernisieren, eine Aufgabe, an der beide kläglich gescheitert sind. François Hollande, der kleine Schürzenjäger, erwies sich als unfähiger Schwätzer.

Schweizer an der Spitze

Aber auch Grossbritannien kann nicht mit hervorragenden Führungsfiguren aufwarten. Zu Tony Blairs politischem Vermächtnis zählen getürkte Dokumente über Massenvernichtungswaffen im Irak, mit denen er katastrophale Invasionen im Irak rechtfertigte. Sein Nachfolger Gordon Brown agierte wie ein paranoider Soziopath. Für seinen gescheiterten Versuch, abermals ins Amt gewählt zu werden, gab er so viel Steuergelder aus, dass der Finanzminister seinen Nachfolger in einer Notiz darüber informierte, dass «die Staatskasse leider leer» sei.

David Cameron ergriff nach dem Ausgang des von ihm initiierten Referendums über den Verbleib des Vereinigten Königreichs in der Europäischen Union die Flucht. Bedauerlicherweise bestimmten die Tories in der Folge drei inkompetente Politiker zum Regierungschef – Theresa May, eine überschätzte Null, Boris Johnson, einen brillanten Kampagnenorganisator, der, wie eine seiner vielen Freundinnen mir kürzlich erklärte, als Premierminister «völlig untauglich» war, und Liz Truss, die sich nur Tage nach ihrer Ernennung selbst aus dem Amt katapultierte.

Welche Kandidaten bleiben also übrig, die als grösste Politiker des 21. Jahrhunderts gelten könnten? Narendra Modi wäre für mich ein Kandidat. Er ist auf gutem Weg, die indische Wirtschaft, die auf dem Fundament von Nehrus sozialistischer Kongresspartei gegründet, radikal umzukrempeln. Auch Donald Trumps Vermächtnis harret noch der Vollendung. Neben seinen Wirtschaftsreformen waren vor allem die wegweisenden Abraham-Abkommen zwischen Israel und den arabischen Staaten ein Durchbruch, ein diplomatischer Triumph, für den jeder andere amerikanische Präsident mit dem Friedensnobelpreis geehrt worden wäre.

Der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán ist ebenfalls ein Kandidat. Er kurbelt die Wirtschaft seines Landes an und lässt sich von der sozialistischen EU-Elite nichts vorschreiben. Der Argentinier Javier Milei, der in Davos unlängst die versammelten Eliten kritisierte, könnte der südamerikanische Orbán werden. Und die Schweizer Politiker, von den internationalen Medien kaum beachtet, verdienen Anerkennung für die Art und Weise, wie die demokratischste und bestorganisierte Nation in Europa geführt wird.

Ganz oben auf meiner Liste der bedeutendsten Politiker des 21. Jahrhunderts steht jedoch Benjamin «Bibi» Netanjahu, mit insgesamt sechzehn Jahren der dienstälteste Ministerpräsident

in der Geschichte Israels. Das mag überraschen angesichts der massiven Vorwürfe, die ihm vom Gros der Medien gemacht werden. Er dürfte, abgesehen von Donald Trump, der unbeliebteste Politiker seiner Generation sein.

Die Kritik an ihm ist nicht aus der Luft gegriffen. Netanjahu ist arrogant, auf seinen eigenen Vorteil bedacht und eitel – typische Eigenschaften von Politikern. Vor allem ist er ein erbitterter Gegner von Linken und Palästinensern, womit er sich bei einer westlichen und jüdischen linksliberalen Elite unbeliebt gemacht hat. Sir Evelyn de Rothschild, Chef der Investmentbank NM Rothschild, bezeichnete Netanjahu in dessen erster Amtszeit als «diesen entsetzlichen Menschen».

In jüngster Zeit hat die von seiner Regierung geplante Justizreform für Unfrieden gesorgt. Ziel ist der Umbau des Obersten Gerichtshofs, der seit den 1990er Jahren unter seinem Präsidenten Aharon Barak sich zunehmend links positionierte und, indem er das Recht beanspruchte, Gesetze zu verwerfen, sich über die Souveränität des gewählten Parlaments stellte.

Netanjahu wird auch massiv dafür kritisiert, dass der israelische Sicherheitsapparat den barbarischen Anschlag der Hamas vom 7. Oktober nicht verhindert hat. Aber wären Oppositionspolitiker wie Benny Gantz oder Naftali Bennett nicht ähnlich überrascht gewesen? Vergessen wir nicht, dass nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor 1941, den die Geheimdienste nicht verhindert haben, niemand den Rücktritt von F. D. Roosevelt forderte.

Thatchers Fussstapfen

Doch kommen wir nun zu Netanjahus grösstem Erfolg, der von den westlichen Medien fast vollständig ignoriert wird. Das israelische Wirtschaftswunder ist vor allem sein Verdienst. Israel ist heute die Nummer dreizehn auf der Liste der reichsten Länder der Welt. Das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt ist seit 2003 von 17 000 Dollar auf 58 200 Dollar angestiegen.

Als Netanjahu 1996 erstmals Ministerpräsident wurde, war Israel eine sklerotische sozialistische Volkswirtschaft. 2003 entfiel die Hälfte des Bruttoinlandprodukts auf den öffentlichen Sektor. Für Bibi, der am Massachusetts Institute of Technology studiert und anschliessend für die Boston Consulting Group

gearbeitet hat, war das inakzeptabel. Er hatte in den USA nicht nur den Kapitalismus unmittelbar studiert, sondern auch die libertären Ideen von Ayn Rand kennengelernt, deren Roman «Der ewige Quell» er auf Empfehlung seines jüngeren Bruders Yoni gelesen hatte.

Bibi nahm sich ein Beispiel an Margaret Thatcher und schaffte die Devisenkontrollen ab (Reisende durften bis dahin höchstens 7000 Dollar ausführen). Zur Verblüffung linker Öko-

Wir sollten dankbar sein, dass Netanjahu entschlossen ist, die Hamas zu vernichten.

nomen blieb eine Kapitalflucht aus, dank des flexiblen Wechselkurses floss vielmehr ausländisches Kapital nach Israel.

Es folgten ein erfolgreiches Privatisierungsprogramm, Haushaltsdisziplin und Steuerenkungen. Die Staatsausgaben wurden gedrosselt, allerdings nicht auf Kosten von Investitionen in die Infrastruktur. Die Zahl der Absolventen in den Fächern Mathematik und Naturwissenschaften sollte um 50 Prozent erhöht werden – was dafür sorgte, dass Tel Aviv heute eines der führenden Technologiezentren der Welt ist.

Niederlage des globalen Dschihadismus

Bibi hat aber nicht nur im Bereich der Wirtschaft Bedeutendes geleistet, sondern vor allem in Sachen globale Sicherheit. Entschiedener als jeder andere Politiker auf der Weltbühne lehnt er es ab, einen palästinensischen Staat zu tolerieren, in dem aktuell Terrororganisationen die Macht haben – Fatah im Westjordanland und Hamas im Gazastreifen. Beide werden Israels Existenzrecht niemals anerkennen. Netanjahu weiss, dass eine Zwei-Staaten-Lösung die Instabilität der Region nur verschärfen würde. Das Massaker vom 7. Oktober hat der Welt vor Augen geführt, dass Bibi sich keine Illusionen über die wahre Natur der Hamas macht. Diese Terrororganisation ist nicht nur für Israel eine Bedrohung, sondern für die ganze Welt.

Wir sollten daher dankbar sein, dass Netanjahu entschlossen ist, die Hamas zu vernichten. Das Ergebnis wäre eine Niederlage des globalen Dschihadismus, so wichtig wie die Zerschlagung von al-Qaida und dem Islamischen Staat. Alles andere würde eine islamistische Bewegung, die in vielen westlichen Ländern längst präsent ist und sich ermutigt fühlt, nur stärken. Netanjahus Entschlossenheit, dem palästinensischen Terrorismus unbeirrbar die Stirn zu bieten, ist ein Hoffnungsschimmer für die krisengeschüttelte Region. Schon allein deswegen hat er es verdient, als grösster Politiker seiner Generation anerkannt zu werden.



Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Ich glaube an Deutschland»

**Roger Köppel spricht in Neubrandenburg
Alle sind herzlichst willkommen!**

Montag, 5. Februar 2024

Ort: Güterbahnhof Neubrandenburg
Friedrich-Engels-Ring 1
17033 Neubrandenburg

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Eintritt: Euro 15,-

Bitte melden Sie sich an: www.weltwoche.de/neubrandenburg

Teilnehmerzahl beschränkt. Wir freuen uns auf Sie!



Gegen den Strom: Matthias Müller.



Auf Wolke sieben: Samira Marti.



Hart im Nehmen: Beni Fischer.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Dettling, Pfister, Blocher, Maillard, Bortoluzzi, Fischer, Müller, Marti

Wer den baldigen SVP-Präsidenten **Marcel Dettling** auf einen kurzen Schwatz treffen will, fährt am besten nach Oberiberg. Der Schwyzer Nationalrat hat in seiner Heimatgemeinde auch an diesem Wochenende Automobilisten eingewiesen, die auf dem prächtigen Hoch-Ybrig dem Wintersport frönen wollen. Dabei hatte der umgängliche Volksvertreter am Freitag und Samstag gleich zwei Anlässe, die dafür sorgten, dass der Landwirt erst spät abends nach Hause zurückkehrte.

Eine davon war die 36. Tagung der Zürcher SVP im Albisgüetli. Einen Auftritt der besonderen Art lieferte OK-Präsidentin **Alexandra Pfister**, die den Anlass in Zürich moderierte. Sie trat an diesem klirrend kalten Januarabend im blumenverzierten Sommerkleidchen vor die tausend Gäste. Die Ansagerin hatte sich jedoch nicht in der Jahreszeit verirrt. Immerhin warnte sie die Anwesenden zum Abschied vor glatten Strassen.

Beim Treffen am Fuss des Üetlibergs gab **Christoph Blocher** bekannt, keine Ansprachen mehr auf dieser Bühne zu halten. «Meine Redezeit ist abgelaufen», erklärte er vor den verdutzten Anhängern. Wie geht es weiter mit dem Traditionsevent? Insider gehen davon aus, dass es mit einem frischen Konzept eine Fortsetzung gibt und die Redner sich künftig abwechseln werden.

Überrascht von der Ankündigung von Blocher war auch Ständerat **Pierre-Yves Maillard**. Der Gewerkschaftsboss fühlte sich wohl unter

den SVP-Leuten. «Ja, es gefällt mir. Es ist spannend», erklärte der Waadtländer. Spätestens bei seiner Rede war dann aber klar, weshalb der SP-Mann den weiten Weg Lausanne nach Zürich unternommen hatte. Das *animal politique* nutzte seine ganze Redezeit, um für die Annahme der 13. AHV-Rente zu weibeln.

Wenig mit den Ausführungen von Maillard konnte alt Nationalrat **Toni Bortoluzzi** anfangen. Er wollte den Romand trotzdem persönlich begrüssen. Die beiden Männer hatten schliesslich lange zusammen im FC Nationalrat gespielt. Sport verbindet auch in der Politik über Parteigrenzen hinaus.

Ähnlich wie Alexandra Pfister erschien auch **Beni Fischer** in einer auffälligen Montur. Der SVP-Nationalrat wird bald zum Hauptmann befördert und kam direkt vom Militär in Uniform ins Albisgüetli. Der Volketswiler leistet seinen Dienst bei der Artillerietruppe und wirkte nachdenklich. Die Stimmung habe sich geändert. Viele Armeeingehörige seiner Generation – Fischer hat Jahrgang 1991 – gingen heute davon aus, dass sie in ihrem Leben Aktivdienst leisten müssten. Entsprechend sei es unverantwortlich, dass das Parlament der Verteidigung nicht genügend Mittel zur Verfügung stelle. «Wir verlieren im Moment bei der Artillerie wichtige Fähigkeiten», so Fischer.

Während ihm der Zustand der Armee grosse Sorgen bereitet, erlebt Fischer privat viel Erfreuliches. Im Dezember wurde er Vater seines dritten Kindes – eines Mädchens nach zwei

Jungs. «Es ist wunderbar. Aber die Nächte sind schon oft sehr kurz und streng», erzählt er. Deshalb komme es ihm nicht ungelegen, ins Militär zu gehen, um wieder einmal «durchschlafen zu können», sagt er mit einem Augenzwinkern.

Ganz andere Sorgen plagen im Moment **Matthias Müller**. Der Präsident der Jungfreisinnigen will die Bevölkerung davon überzeugen, dass sie der Initiative seiner Partei zustimmen, das Rentenalter zu erhöhen und die Leute länger arbeiten sollen. Weil kein Jungfreisinniger im Parlament sitzt, konnten sie ihren Kampagnenstart nicht im Bundeshaus lancieren und mussten in den altehrwürdigen Käfigturm in der Altstadt ausweichen. Geschlagen gibt sich Müller trotz miserablen Umfragewerten nicht: «Dass es der AHV schlecht geht, ist keine Erfindung von Jungen, die einen Joint geraucht haben», macht er sich selber Mut.

Keine Drogen oder sonstige Mutmacher brauchen im Moment die Linken. Sie schweben auf Wolke sieben – die Initiative der Gewerkschaften für eine 13. AHV-Rente stösst beim Volk auf breite Zustimmung. Jetzt ja nicht übermütig werden, heisst die Devise bei den Genossen. Bei einem Jahresauftaktsapéro der SP Schweiz diese Woche in Bern wird von den Parteikadern wie **Samira Marti** herausgestrichen, dass die Sache noch nicht gelaufen sei. Es brauche noch viel Arbeit bis zur Abstimmung am 3. März. Marti und Co. hätten aufgrund der Umfragen wohl am liebsten, wenn der Urnengang schon heute wäre.

MÖRGELI

Und ewig grüsst Germania

Im «Editorial» des letzten *Sonntagsblicks* schrieb Chefredaktor Reza Rafi über die 300 000 Deutschen, die in die Schweiz gekommen seien, «um ein besseres Leben zu führen». Das habe auch akustische Auswirkungen. Denn die deutschen Zuwanderer fänden «Plätzchen» ganz «lecker», sie «parken», sie «angeln». Anzuführen wäre, dass die Liebe der Deutschen zur Schweiz auch auf unsere Dialekte abfärbt, weil mittlerweile immer mehr Schweizer etwas «bechömed» (statt «überchömed») und «d Männer» (statt «d Mane») auf ein «Pferd» (statt «Ross») steigen. Selbst das Unwort «Karotte» (statt «Rüebli») wurde schon gehört.

Der Chefredaktor des *Sonntagsblicks* lobte unsere direkte Demokratie, das Initiativ- und Referendumsrecht sowie den Einbezug aller gesellschaftlichen Strömungen. Das mache den deutschen Ruf nach dem Richterstaat und nach Parteiverboten ebenso unnötig wie Massenstreiks. Sogar die SVP entwickle eine integrative Kraft, indem sie die Migrationsprobleme thematisiere, so dass die Schweiz sie nicht verdrängen könne.

Doch haben die zugewanderten Deutschen Verständnis für unser besonderes politisches System? Will man dem Kommentar von Raphael Rauch im gleichen *Sonntagsblick* glauben, steht es diesbezüglich nicht zum Besten. Der deutsche Staatsbürger fordert eine Abkehr von der bisherigen Neutralität und eine Annäherung an die Nato. Er tut dies in jenem harschen Befehlston, den wir an unseren nördlichen Nachbarn so schätzen: «Vorwärts, Frau Amherd!»

Nun liege es an dieser Bundesrätin, entgegen der SVP dafür zu sorgen, «dass die Schweiz an bewaffneten Nato-Übungen teilnimmt». Hier liegt das ganze Elend: Deutsche Journalisten strömen in die Schweiz, weil sie es hierzulande dank unseren Staatssäulen besser haben. Kaum sind sie da, legen sie die Kettensäge an genau diese Staatssäulen. Laut Raphael Rauch muss Viola Amherd ihr «Charisma» für bewaffnete Nato-Kriegsspiele einsetzen. Wenn's auf ihr Charisma ankäme, müssten wir nichts befürchten. Aber Herr Rauch sollte sich überlegen, ob gewisse «Charismatiker» seinem Deutschland gutgetan haben.

Christoph Mörgeli

Die Ballade von LinkedIn

Eitelkeiten, Emotionen, Emojis: Das digitale Berufsnetzwerk hat sich in eine Art Business-Instagram verwandelt. Schade.

Adriano Lucatelli

Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als LinkedIn eine Art erweiterte geschäftliche Visitenkarte war. Ein ständig aktueller CV, der dabei hilft, geschäftlich voranzukommen und sich mit beruflichen Kontakten per Direktnachricht auszutauschen. Die Hürde für öffentliche Postings war relativ hoch. Disziplinierend stellten sich die meisten LinkedIn-Mitglieder zuerst die Frage: Würde ich das auch in einem Bewerbungs- oder Verkaufsgespräch erwähnen? Zum Gewinn der Community wurden daher viele anregende Beiträge mit Substanz oder sogar geschäftlichem Wert gepostet.

Tempi passati! Wer heute durch die LinkedIn-Timeline scrollt, stösst auf private Ferien- und Familienbilder, wie wir sie früher auf Facebook teilten. Viele LinkedIn-Mitglieder fühlen sich heute bemüsst, ihre «Life Hacks» zum Besten zu geben. Allgegenwärtig ist wichtigtuerische Selbstinszenierung: Fast jeder ist heute ein «Entrepreneur», «Digital Shaper», «Disruptor» oder zumindest ein «Start-up Expert». Man muss aufpassen, nicht auf der Corporate-Schleimspur auszurutschen, wo jedes noch so banale Statement bejubelt und geteilt wird.

Erschwerend kommt die Inflation von LinkedIn-Kontakten hinzu. Wildfremde Menschen, mit denen man noch nie zu tun hatte, wollen sich «vernetzen». Früher bestand der natürliche Instinkt richtigerweise darin, auf «Ablehnen» zu klicken. Wenn ich aber heute sehe, wer alles mit Zehntausenden Kontakten durch das Netzwerk stolziert, habe ich den Eindruck, dass sich das massgeblich geändert hat. Ich lehne unbekannte Anfragen immer noch ab. Wer ernsthaft mit mir ins Gespräch kommen möchte, der kann mir eine Direktnachricht schreiben.

Wie ist es dazu gekommen, dass LinkedIn heute einem beliebigen sozialen Netzwerk wie Facebook, Instagram oder Tiktok ähnelt – allerdings ohne deren technische Möglichkeiten, deren Witz und Kreativität? Die wichtigste Ursache ist meines Erachtens die Emotionalisierung der Arbeitswelt. Die Generation «Every Child Gets a Trophy» erobert die *corporate world*. Sie wurde zum Glauben an die eigene Genialität erzogen und ist damit aufgewachsen, die eigene

momentane Befindlichkeit jederzeit zu zelebrieren, auch am Arbeitsplatz. Und zu dieser Befindlichkeit gehört nicht selten ein sehr plakatives Selbstbewusstsein. Diese Tendenz ist insbesondere in den USA weit vorangeschritten, aber auch in Europa spürbar.

Als Konsequenz ist die Hürde, private Befindlichkeiten im Berufsleben breit zu walzen, gesunken. Dazu kommt, dass während der Covid-Isolation Plattformen wie LinkedIn den Schwatz an der Kaffeemaschine ersetzen. Davon haben wir uns noch immer nicht erholt.

Für jemanden wie mich, der LinkedIn immer noch als erweiterte Visitenkarte nutzt, ist die Plattform anstrengend geworden. Das Meer an Eitelkeiten, Emotionen und Emojis ist gar nicht so einfach auszublenden. Können wir bitte unser altes LinkedIn zurückhaben?

Adriano Lucatelli ist ein Schweizer Unternehmer und Investor in der Finanzbranche.

Liebe ist...



... sich ohne dich
verloren zu fühlen.

Rotchinesen helfen der Schweiz

Die Chinesen müssen immer billigere Elektroautos, Solarpanels und Batterien exportieren.



Wir alle sind ökologisch noch Sünder, Sünderinnen. Wie eine Sotomo-Studie nachweist, stossen Stadtmenschen und Landeier pro Kopf und Jahr in etwa gleich viel CO₂ aus.

Wir Landeier fahren mehr Auto, Stadtmenschen fliegen häufiger um die Welt. Der entscheidende Unterschied: Autos werden viel schneller klimafreundlich als Flugzeuge.

Warum? – China kann pro Jahr fünfzig Millionen Autos produzieren, vorab Elektroautos, braucht aber selber nur 25 Millionen davon. Also

Wir Landeier werden die rotgrüne urbane Schweiz ökologisch nächstens links überholen.

eine klassische marxische Überproduktionskrise. Wenn die chinesischen Kommunisten nicht wie wild weiter produzieren lassen, fliegt ihnen das ganze Land politisch um die Ohren. Elektroautos werden deshalb – wie Wärmepumpen, Solarpanels und Batterien – immer billiger. So funktioniert der real existierende Kapitalismus unter der Diktatur einer kommunistischen Partei: immer mehr produzieren, immer billiger verkaufen. Trotz sinkenden Gewinnen.

Wir Landeier werden deshalb die rot-grüne urbane Schweiz ökologisch nächstens links überholen.

Frage an die städtische Schweiz: Was wollt ihr machen? Synthetisches Kerosin ist besser als fossiles Kerosin. Fliegen wird aber absehbar 100 Prozent teurer, wenn alle Flugzeuge weltweit schrittweise bis 2032 umstellen müssen.

Aber damit ist das Problem der klimaschädlichen Kondensstreifen noch immer nicht gelöst.

Lassen die städtisch kontrollierten Naturschutzorganisationen mit ihren Einsprachen den «Solarexpress» entgleisen? Erhält die Atomenergie spätestens nach einem allfälligen Nein zum Mantelerlass eine zweite Chance? Der Schweiz steht eine spannende Debatte ins Haus.

Weltweit setzen nur 31 von 195 Staaten auf Atomenergie. Die Entwicklung neuer, kleiner und angeblich sicherer Atomkraftwerke hat einen weiteren Schiffbruch erlitten. Das beste Projekt ist in den USA eben eingestellt worden. Dazu kommt: Der Preis für Uran hat sich 2023 verdoppelt. Der Preis für Lithium halbiert.

Niemand hat zudem die geringste Ahnung, wer in der Schweiz neue Atomkraftwerke bauen sollte. Sicher nicht Axpo, Alpiq, BKW und Co., die wenig bis keine gefangenen Kunden haben. Und die dank Speicherkraftwerken in den Alpen während der nächsten zwanzig bis dreissig Jahre Geld wie Heu verdienen werden.

Muss man den Solarexpress über das Jahr 2030 hinaus verlängern? Nein, man muss nur drei kleine Reparaturen vornehmen: Ende 2025 werden dank Raimund Rodewald, Ursula Schneider Schüttel und Co. noch keine Solarkraftwerke ans Netz gehen. Die Verfahren werden etwas länger dauern, obwohl in den betroffenen Gemeinden direkt-demokratisch abgestimmt wurde.

Noch wollen die Promotoren viel zu hohe Subventionen in Bern abgreifen. Noch weigern sie sich, pro Kilowatt Leistung fünf Kilowattstunden Speicher zu installieren, damit wegen der alpinen Solarenergie nur wenig Netzausbau benötigt wird.

Auf der Zeitachse betrachtet, wird alles nicht nur gut, sondern sogar verdammt viel besser:

Honigtopf 1 — Die Preise für Solarpanels und Aufständungen befinden sich im freien Fall. Dies wird sich dank dem tendenziellen Fall der chinesischen Profitraten noch beschleunigen.

Honigtopf 2 — Parallel dazu steigt der Wirkungsgrad der Solarzellen steil an. Bereits 2028 dürfte dieser 30 Prozent erreicht haben. Man kann mit gleich vielen Panels 50 Prozent mehr Energie produzieren.

Honigtopf 3 — Das amerikanische Argonne National Laboratory hat untersucht, wie sich solare Freiflächenanlagen auf die Biodiversität auswirken: «Die Vielfalt der einheimischen Pflanzenarten hat zugenommen. Die Gesamtzahl der Insekten verdreifachte sich, und die Zahl der einheimischen Bienen stieg um das Zwanzigfache.» Wird in den Alpen nicht anders sein.

Honigtopf 4 — Die Schweiz braucht 25 Milliarden Kilowattstunden mehr Winterenergie. Mit einem Kilowatt installierter Leistung kann man nächstens in Grenchen jeden Winter 1200 Kilowattstunden Strom produzieren. Auf den Dächern von Zürich nur 350 Kilowattstunden.

Honigtopf 5 — Die Preise für Batterien samt Wechselrichtern werden auf fünfzig Franken pro gespeicherte Kilowattstunde sinken. Stand der Erkenntnisse jenseits unserer Landesgrenzen: Man muss diese Batterien neben den Produktionsanlagen aufstellen, damit ein Ausbau der Netze weitgehend unnötig wird.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schlacht um Europa

Die Gegner eines Rahmenvertrags mit der EU sind in Rücklage geraten. Geschickt haben die Befürworter in den vergangenen Wochen neues Terrain erschlossen. Nun geht SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo in die Offensive.

Marcel Odermatt



Herkulesaufgabe ihrer Generation: Unternehmerin Martullo.

Bern

Es wird ihr erster wichtiger Auftritt in ihrer neuen Funktion. Als Verantwortliche für das Dossier Europapolitik in der SVP spricht Magdalena Martullo-Blocher am Samstag in Bürglen zu den Delegierten der Partei. Die Bündner Nationalrätin will nicht lange um den heissen Brei herumreden. «Neues EU-Verhandlungsmandat – der Bundesrat will die Schweiz immer noch zur EU-Kolonie machen», so der Titel ihres Referats im Kanton Uri.

Die Stossrichtung ist klar, der Ton gesetzt. Die Unternehmerin will, koste es, was es wolle, verhindern, dass die Schweiz ein Rahmenabkommen 2.0 unterzeichnet und sich institutionell an den Staatenbund bindet: «Der Kampf gegen den vom Bundesrat beabsichtigten Anbindungsvertrag an die EU ist für die Schweiz aktuell das Wichtigste. Hier sollen die Unabhängigkeit, Demokratie und der Wohlstand der Schweiz abgeschafft werden.» Dabei gehe es um die entscheidende Frage, ob das Land sein politisches System der Selbstbestimmung mit eigenen Gesetzen behalten oder ob die Eidgenossenschaft das EU-System und die EU-Gesetze, wie immer diese in Zukunft aussehen mögen, übernehmen wolle.

Erinnerungen an 1992

Für Martullo, die das Dossier von *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel übernommen hat, der aus dem Nationalrat zurücktrat, steht entsprechend viel auf dem Spiel: «Als Unternehmerin mit fünfzehn Unternehmen und einer Milliarde Umsatz in der EU kenne ich

Es geht nicht mehr um die Fortführung des bilateralen Wegs. Brüssel will, dass die Schweiz eingebunden wird.

die EU gut. Ihr Rechtssystem unterscheidet sich massiv von dem in der Schweiz und hat gravierende Nachteile für Unternehmen und die Bevölkerung. Deshalb engagiere ich mich persönlich stark.» Beim nun vorgestellten «Paketvertrag» solle die Schweiz ihre gesetz-

geberischen Kompetenzen in vielen Bereichen wie Verkehr, Lebensmittel, Finanzen und Energie fast vollständig an die EU abgeben. «Der Geltungsumfang, von dem die Schweiz betroffen ist, ist riesig und für die Zukunft nicht einmal bekannt.»

Die Gefechtslage erinnert an die Abstimmung über den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) von 1992. Eine Allianz von links bis Mitte-rechts, Wirtschaftsverbänden und Medien trommelt wieder für eine Integration der Eidgenossenschaft in die europäischen Institutionen. Seit Wochen läuft eine ausgeklügelte Kampagne der Berner PR-Agentur Furrerhugi, die das Terrain für eine Zustimmung zum Deal mit Brüssel ebnen soll.

EU-kritische Gewerkschaften

Der Bundesrat gab Mitte Dezember bekannt, die Regierung habe den Entwurf eines Mandats für Verhandlungen mit der Europäischen Union verabschiedet. Wenige Tage darauf folgte die perfekte Begleitmusik. Als hätten die PR-Spezialisten die Texte selbst verfasst, erschienen Zeitungsartikel mit Titeln wie: «Neue Umfrage zeigt überraschend deutlich – das Volk sagt Ja zu Europa!» Das europapolitische Klima sei so gut wie lange nicht mehr, säuselten die Journalisten. Sie bezogen sich auf eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts GfS Bern, die die Anhänger der Neuauflage des Rahmenabkommens in Auftrag gegeben hatten. Ganze 68 Prozent der Bevölkerung sähen demnach im bilateralen Weg ausschliesslich oder eher Vorteile. Nur ist genau das die Krux: Es geht im geplanten Deal nicht mehr um eine Fortführung des bilateralen Wegs. Brüssel will, dass die Schweiz eingebunden wird.

Einen gewichtigen Unterschied zur Abstimmung vor 32 Jahren gibt es allerdings. Damals kämpften die Gewerkschaften an vorderster Front für einen EWR-Beitritt. Anfang Jahr machte Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard in einem Interview mit der NZZ am Sonntag klar, dass, wenn der Text so bleibe, wie er jetzt sei, «die Gewerkschaften ihn niemals unterstützen werden». Diejenigen, die glauben, dass die Gewerkschaften am Schluss einlenken würden, täuschten sich, so Maillard. «Es besteht keine Chance, dass wir dem vom Bundesrat präsentierten Paket so zustimmen.»

Die Retourkutsche folgte auf dem Fuss. «Wenn ein Scheinriese pokert», titelte das gleiche Blatt wenig später. Maillard wetterte gegen die Europapolitik des Bundesrats. Doch sein Kurs sei weder bei den Arbeitnehmern noch in der SP breit abgestützt – im Gegenteil. Weiter wurde behauptet, der Waadtländer Ständerat gehe als «Verbündeter der Europakritiker» an die SVP-Tagung ins Albisgütli. Der Applaus sei ihm sicher. In Wahrheit verlor Maillard bei seinem Auftritt am vergangenen Freitag kein Wort zur Europapolitik und sprach nur über die Ge-

werkschaftsinitiative für eine 13. AHV-Rente, die Anfang März zur Abstimmung kommt.

Gleichzeitig kramten die «Rahmenabkommen 2.0»-Sympathisanten den in der Deutschschweiz wenig bekannten Waadtländer Freisinnigen Pascal Broulis hervor. Broulis, einst Staatsrat und heute Ständerat wie Maillard, rief die Arbeitgeber dazu auf, den Gewerkschaften entgegenzukommen. Das sei der einzige Weg, um die Gewerkschaften an Bord zu holen für die grosse EU-Allianz.

Die Intention der Beiträge ist offensichtlich. Der aufmüpfige Maillard, der weiter aus der Reihe tanzt, soll diskreditiert und eingelullt werden. Ob sich der SP-Mann von solchen Manövern beeindruckt lässt, ist unwahrscheinlich.

«Hier sollen die Unabhängigkeit, Demokratie und der Wohlstand der Schweiz abgeschafft werden.»

lich. Wer mit ihm und Leuten aus seinem Umfeld spricht, merkt: Die Lohnfrage ist für ihn und seine Entourage existenziell. Das ist verständlich. Wer soll sich sonst für gute Saläre starkmachen, wenn nicht die Arbeitnehmerorganisationen? Versagen sie bei dieser Frage oder knicken ein, machen sie sich überflüssig.

Die grossen Fusstapfen ihres Vaters

Martullo dürften die PR-Aktivitäten von Furrerhugi und Co. wenig kümmern. Sie hat selbst alle Hände voll zu tun. Mit der Übernahme des Europa-Dossiers tritt sie in die grossen Fusstapfen ihres Vaters. In einem politischen Gewaltakt bezwang der damalige Nationalrat Christoph Blocher 1992 beim EWR die ganze Polit-Elite des Landes. Gelingt seiner Tochter drei Jahrzehnte später ein ähnliches Kunststück?

Martullo ist sich bewusst, dass es schwierig wird: «Leider sind wir die einzige Partei – nicht weil die anderen den Vertrag gut finden, sondern weil sie nicht den Mut und die Motivation haben, sich dagegenzustellen! Tragisch!» Trotzdem hofft sie, dass die Ausgangslage nicht ganz dieselbe ist: «1992 kämpfte mein Vater zu zweit gegen alle Medien, Politiker, Parteien und die Wirtschaftsverbände gegen den EWR. Heute haben viele Medien, Unternehmen, aber auch das Volk bereits erkannt, dass das EU-System schlechter ist als das unsere und wir uns bedeutend schwächen würden, wenn wir dieses Kolonialverhältnis eingehen würden.»

In der Tat könnte man auch umgekehrt argumentieren: Die Europäische Union hat – rein ökonomisch betrachtet – an Bedeutung verloren. Der Anteil der Schweizer Exporte in die EU ist in den letzten zwanzig Jahren von 57,4 auf 40 Prozent gesunken, obwohl sich die Anzahl der Mitgliedstaaten in dieser Zeit von 15 auf 27 erhöht hat. In den nächsten Jah-

ren werden 90 Prozent des Weltwirtschaftswachstums ausserhalb der Einflussphäre von Brüssel stattfinden, schätzen Experten. Die Ankündigung von SVP-Wirtschaftsminister Guy Parmelin einer baldigen Unterzeichnung eines Freihandelsabkommens mit Indien vom Wochenende lässt grüssen.

Kampf mit allen Mittel

Unabhängig davon steht Martullo vor einer Herkulesaufgabe. Die Schweiz hat sich in den letzten drei Jahrzehnten verändert, die gesellschaftliche Zusammensetzung ist eine andere. Eine ganze Generation, die noch selbst erlebte, wie das Land als neutraler, souveräner Kleinstaat vom Weltenbrand verschont blieb, ist nicht mehr da. Trotzdem glaubt Martullo, die Bevölkerung hinter sich scharen zu können: «Die SVP wird mit allen Mitteln kämpfen, die ihr zur Verfügung stehen, um dem Volk zu erklären, dass es seine Rechte abgeben wird und schlechter fährt mit der EU. Die viel schlechtere Situation in der EU, mit dem viel tieferen Lebensstandard, einem tieferen Wirtschaftswachstum und der massiven Überschuldung, zeigt bereits heute, dass der bürokratische, zentralistische Weg der EU nicht funktioniert! Das wollen wir in der Schweiz nicht auch!»

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlose
Checkliste bestellen:
[www.vzch.com/
checkliste](http://www.vzch.com/checkliste)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Selenskyj will sein Volk zurück

Die Ukraine ruft die Schweiz dazu auf, die Kriegsgeflüchteten heimzuschicken. Aber plötzlich hat der Bundesrat kein Gehör mehr für die Freunde in Kiew.

Hubert Mooser

Seit 2022 reisst der Flüchtlingsstrom nicht ab. Noch im November 2023 stellten 1940 Personen aus der Ukraine ein Gesuch um Schutzstatus S. Inzwischen leben insgesamt immer noch zirka 65 000 Ukrainer unter diesem Titel in der Schweiz. Wahrscheinlich sind es noch ein paar tausend mehr, wenn man jene hinzuzählt, die auf den S-Status verzichtet haben.

Drei Millionen in Kiew

An die Heimreise denken die wenigsten, längst haben sich viele der Kriegsgeflüchteten hier eingerichtet. Bei einer Umfrage eines Hilfswerks gaben jedenfalls bloss 20 Prozent der Befragten an, dass sie zurückkehren wollten – obwohl der S-Status Rückkehr-orientiert ist, wie es Bundesrätin Karin Keller-Sutter gerne wiederholt hervorstrich, als sie 2022 die Türen für die Flüchtlinge aus der Ukraine weit aufsties.

Doch diese Willkommenskultur lässt sich je länger, je schwieriger rechtfertigen. Die SVP

fordert seit Monaten eine dynamische und geografische Anpassung des Schutzstatus S, weil sich die Kämpfe auf den Süden und Osten der Ukraine konzentrieren. Für SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi sind 80 Prozent des ukrainischen Territoriums sicher. Der Zuger und seine Partei sehen sich nun durch eine Aussage eines Selenskyj-Beraters am Rand des World Economic Forum (WEF) bestätigt.

Der Mann heisst Serhij Leschtschenko und sagte in einem Interview mit der *Sonntagszeitung*, die Gastländer müssten aufhören, die Flüchtlinge zu unterstützen, damit sie heimkehren würden. Die Ukraine sei auf diese dringend angewiesen, auch auf Frauen und Kinder. «Das Argument, es sei nicht sicher, ist Unsinn», erklärte Leschtschenko weiter. Allein in Kiew würden drei Millionen Menschen leben, darunter Hunderttausende Kinder. Doch die Schweiz zögert, statt wie sonst Selenskyjs Wünsche und die seines Teams sofort umzusetzen. Besonders die Mitte-Partei gibt sich skeptisch.

Leschtschenko solle den europäischen Ländern zuerst die Beurteilung zukommen lassen, dass die Ukraine wieder sicher sei. «Denn für den Schutzstatus S und seine Dauer ist die Situation im Herkunftsland entscheidend», erinnert Gerhard Pfister, der Präsident der Mitte.

Eine andere These, weshalb die Ukraine ihre Landsleute zur Rückkehr aufruft, hat die Aargauer Ständerätin Marianne Binder-Keller (Mitte) aufgestellt. Es sei ein verständlicher Wunsch, dass sie ihre Leute zurückwolle. Weil sie damit auch Putins Kriegstaktik durch-

«Das Argument, es sei nicht sicher, ist Unsinn», erklärt Selenskyjs Berater Leschtschenko.

kreuzen könnte, der die Ukrainer und Ukrainerinnen aus ihrem Land vertreiben und den Westen mit vielen Flüchtlingen destabilisieren wolle. Binder findet es jedoch ebenfalls verfrüht, ihnen die Unterstützung zu entziehen.

Grosszügiges Reisegeld als Anreize

FDP-Präsident Thierry Burkart erwartet zwar vom zuständigen Bundesrat und Justizminister Beat Jans (SP), «dass ein Programm zur Unterstützung der freiwilligen Rückkehr eingeführt wird». Zusätzlich solle der Vorsteher des EJPD aufzeigen, wie der Status S langfristig ausgestaltet werden könne. Aber für Zwangsrückführungen ist die FDP nicht zu haben, jedenfalls nicht im jetzigen Stadium. «Im Gegensatz zu vielen anderen Ländern wie Eritrea oder Afghanistan fallen immer noch Raketen auf die Ukraine. Es handelt sich um ein Land, in dem Krieg herrscht», gibt Ständerat Damian Müller (FDP) zu bedenken. Der Bund solle aber echte Anreize schaffen, damit die Geflüchteten auch zurückkehrten.

Sollen wir nach der milliardenteuren Unterstützung der Kriegsflüchtlinge, dem Versprechen von sechs Milliarden Franken für den Wiederaufbau und auf eine «Friedensgipfelkonferenz» in der Schweiz auch noch für eine freiwillige Rückkehr zahlen?



Berner Willkommenskultur: Selenskyj und Amherd in Kehrsatz, 15. Januar.

Quecksilbriges Talent

Carey Mulligan ist eine brillante Schauspielerin, doch leicht kann sie einen auch nerven.

Es fällt schwer, Carey Mulligan nicht zu mögen mit ihrem Strahlen und dem quecksilbrigen Talent. Sie überzeugt in jeder Rolle, von der jungfräulichen englischen Provinzlerin in «An Education» bis zur vom Leben gebeutelten, aus Costa Rica stammenden Ehefrau Leonard Bernsteins in «Maestro». Letztere Rolle könnte ihr nach der dritten Nominierung den Oscar für die beste Schauspielerin eintragen.

Doch leicht kann sie einen auch nerven. Denn die Unterhaltungsindustrie, die früher eine Fluchtmöglichkeit für begabte, nicht akademisch ausgebildete Kinder aus der Arbeiterschicht bot, ist unterdessen von den Wohlhabenden kolonisiert worden. In Großbritannien hat dies innerhalb der Schauspielgilde zu einem noch nie dagewesenen Klassenkampf geführt, und dies, obwohl Schauspieler einander in der Regel nicht attackieren.

Aura der Privilegiertheit

Der dank «Doctor Who» beliebte Fernsehdarsteller Peter Capaldi sagte neulich: «Es gibt eine gewisse Glattheit, ein Selbstbewusstsein, das von einer guten Schule herrührt – aber das kann dazu führen, dass auch die schauspielerische Leistung glatt ist, respektive öde.»

Mulligan ist die schöne, intelligente, an Privatschulen ausgebildete Tochter einer Universitätsdozentin, doch scheint es nur noch sie zu geben, wenn es um die Darstellung schräger Vögel, Aussenseiterinnen und schwächlicher, doch kämpferischer junger Frauen geht, die in der Welt vorwärtszukommen versuchen. War es heutzutage, da man in der Filmindustrie so krampfhaft bemüht ist, beim Casting die richtige Hautfarbe zu berücksichtigen, echt nicht möglich, eine geeignete Schauspielerin aus der Arbeiterschicht zu finden für die Hauptrolle der Wäscherin in «Suffragette»?

Die Aura der Privilegiertheit wird noch verstärkt dadurch, dass Mulligan mit Marcus Mumford von der gnadenlos woken Rockband Mumford & Sons verheiratet ist. Diese ist das Musterbeispiel für die Kolonisierung der Rockmusik durch Absolventen von Privatschulen,



Wo sind die Rebellinnen? Hollywood-Star Mulligan, 38.

und sie trennte sich vom Gründungsmitglied Winston Marshall, weil dieser es gewagt hatte, seine Bewunderung für den schwulen und der republikanischen Partei angehörigen Journalisten Andy Ngo zu äussern.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass Mulligans Eltern anfänglich gegen ihre Absicht, Schauspielerin zu werden, waren und hofften, sie würde Akademikerin werden. Stattdessen hat sie den konventionellsten Weg beschritten, den eine vielversprechende junge Frau nehmen kann.

Früher waren an einer Schule die Schülerinnen und Schüler, die Theater spielten, die Rebellen und Aussenseiter; jetzt sind es eher diejenigen, die im Religionsunterricht sitzen.

Ich vermissе die Zeit, in der eine Mae West wegen Obszönität verhaftet oder Liz Taylor vom Papst verdammt wurde; stattdessen vermeldet *Vogue* heute: «Für Carey Mulligan ist es das Wichtigste, sich wohlfühlen auf dem roten Teppich.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Trump entdeckt China neu

Joe Biden hat versucht, das Reich der Mitte zurückzubinden – und ist damit gescheitert. Der einst China-kritische Donald Trump würde heute mit Peking einen Deal schliessen. Es wäre eine Chance für die ganze Welt.

David P. Goldman



Offene Türen: Präsidentschaftskandidat Trump.

Präsident Joe Biden hat die von seinem Vorgänger Donald Trump verhängten Zölle auf den Chip-Export und die Sanktionen gegen Huawei und einige andere chinesische Unternehmen beibehalten und auf ganz China erweitert. Trotz dieser augenscheinlichen Kontinuität gibt es einen wichtigen Unterschied zwischen Trump und Biden.

Trump ist kein Falke. Er ist vielmehr ein Politiker, der darauf bedacht ist, in Verhandlungen Vorteile für Amerika herauszuschlagen. Biden will aus ideologischen Beweggründen ver-

hindern, dass China sich als Rivale amerikanischer Hightech-Unternehmen etabliert, zumal im Bereich künstlicher Intelligenz. Für die Demokraten ist es gewissermassen Staatsräson, China vom Zugriff auf hochmoderne Chips abzuschneiden, während für Trump nur die Kunst des Deals zählt.

Zölle und Ausfuhrbeschränkungen

In einem TV-Interview am 6. Oktober liess Trump die Tür offen für einen Deal mit der zweitgrössten (nach einigen Berechnungen

grössten) Volkswirtschaft der Welt. Der Interviewer fragte ihn, ob er eine Strategie der Abkopplung von China habe. Er halte es für einen Fehler, sich vom kommunistischen China abzukoppeln, sagte Trump: «Politisch ist sie [eine Abkopplung, d. Red.] ja sehr populär, aber ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu China.» Eine wirtschaftliche Abkopplung ist illusorisch. Amerika importiert inzwischen mehr Investitionsgüter, als es selbst herstellt, weshalb man also noch mehr Investitionsgüter importieren müsste, um mehr Waren im eige-

Trump ist kein Falke. Er ist darauf aus, durch Verhandlungen Vorteile für Amerika herauszuschlagen.

nen Land produzieren zu können. Wie Trump schon sagte – Abkopplung ist politisch populär, praktisch aber unmöglich.

Trump's Haltung gegenüber China war differenziert. Als 2018 herauskam, dass ZTE, der zweitgrösste Telekomausrüster Chinas, gegen die Iran-Sanktionen der USA versties, wurde das Unternehmen von der Liste derjenigen Firmen gestrichen, die Zugang zu amerikanischen Chips hatten. ZTE stand kurz vor dem Kollaps, woraufhin Präsident Trump verfügte, dass das Unternehmen gegen Zahlung einer Busse von 1,2 Milliarden Dollar weiterhin Zugang zu amerikanischen Chips haben sollte. Im Dezember 2019 schlug das Handelsministerium vor, Huawei daran zu hindern, die für 5G-Smartphones erforderlichen Chips in Taiwan einzukaufen. Trump war zunächst gegen einen solchen Schritt, erklärte sich aber im Mai, nachdem er China als verantwortlich für den Ausbruch der Corona-Pandemie beschuldigt hatte, mit dieser Massnahme einverstanden.

Damit war das Smartphonegeschäft von Huawei empfindlich getroffen, aber für China hatte es nur geringe Auswirkungen, weil andere chinesische Smartphonehersteller wie Xiaomi und Oppo die Produkte von Huawei auf dem Markt verdrängten. Huawei konnte mit älteren Chips aus chinesischer Produktion 5G-Infrastruktur

produzieren. Mit 70 Prozent der installierten Kapazitäten wurde in China das weltweit grösste 5G-Netz aufgebaut.

Im August 2019 verhängte Trump 10 Prozent Zoll auf die meisten aus China importierten Waren – zusätzlich zu den schon bestehenden Zöllen auf die meisten Importe von Metallen, Solarpaneelen und einigen Konsumgütern. Diese Massnahme gründete weniger in der Sorge vor Chinas wachsender Macht als vielmehr in seinem (erfolglosen) Versuch, das US-Handelsdefizit zu reduzieren, das ungeachtet der Zölle weiter anstieg.

Die Regierung Biden behielt die von Trump verhängten Zölle und Ausfuhrbeschränkungen bei und verschärfte sie im Oktober 2022 durch das generelle Verbot des Verkaufs hochmoderner Halbleiter nach China. Und die amerikanischen Verbündeten wurden aufgefordert, keine für die Halbleiterproduktion notwendigen Maschinen an China zu verkaufen. Ein Bericht der National Security Commission on Artificial Intelligence unter Vorsitz des ehemaligen Google-Chefs Eric Schmidt lieferte die entsprechende Begründung. Das Handelsministerium erklärte in seiner Ankündigung der neuen Sanktionen: «Diese Möglichkeiten werden von der Volksrepublik China genutzt,

um hochmoderne militärische Systeme (einschliesslich Massenvernichtungswaffen) zu entwickeln, um Tempo und Präzision der militärischen Entscheidungsprozesse, von Planung und Logistik sowie der autonomen militärischen Systeme zu verbessern und Menschenrechtsverstösse zu begehen.»

Bidens Scheitern

Westliche Analysten sagten den «vollständigen Kollaps» der chinesischen Halbleiterindustrie voraus, doch eine Minderheit wies darauf hin, dass diese Massnahmen kontraproduktiv sein könnten. China ist der grösste Halbleiterimporteur der Welt. 2022 importierte China Halbleiter im Wert von 416 Milliarden Dollar (für Öl gab es 366 Milliarden Dollar aus). Angesichts der Abhängigkeit amerikanischer Technologieunternehmen vom chinesischen Markt gestattete Washington den einheimischen Chipherstellern, langsamere Versionen ihrer KI-Chips nach China zu verkaufen.

Im November 2023 stellte das Handelsministerium fest, dass selbst die langsameren Chips zu schnell waren, und auferlegte China weitere Restriktionen. Beobachter sind von der Sinnhaftigkeit der neuen Bestimmungen nicht überzeugt. Im September 2023 hat man nämlich

feststellen müssen, dass Huawei einen in China hergestellten 5G-Smartphone-Chip auf den Markt brachte, was in Washington für unmöglich gehalten worden war. Wie berichtet wird, soll der chinesische Techgigant an noch moderneren Chips unter Verwendung älterer Produktionsanlagen arbeiten, was westliche Beobachter überhaupt nicht in Betracht gezogen hatten.

Die Aufregung hat sich noch nicht gelegt, aber es scheint, als hätten die US-Sanktionen unter dem Strich zu massiven Investitionen in der chi-

Eine wirtschaftliche Abkopplung ist illusorisch. Amerika importiert inzwischen mehr als es herstellt.

nesischen Halbleiterbranche und zur Konzentration auf einheimische Technologie geführt. Präsident Bidens Versuch, China kleinzuhalten, ist gescheitert. Sollte Trump wieder in das Weisse Haus einziehen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass er zur Überraschung der ganzen Welt einen Deal mit Peking schliessen wird.

David P. Goldman ist stellvertretender Chefredaktor der Onlinepublikation *Asia Times*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Die **Langstrecke** entscheidet. Wichtig ist, mit wem man sie geht.»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder **058 240 00 20**



«Putin ist selbstbewusster als vor einem Jahr»

Serbiens Präsident Aleksandar Vucic über Herdentrieb, Dämonisierung und den Silberstreifen am Davoser Horizont.

Roger Köppel

Davos

Weltwoche: Herr Präsident, was ist Ihr Eindruck vom diesjährigen Weltwirtschaftsforum (WEF)? Was war der interessanteste, aufschlussreichste Gedanke, den Sie hier während Ihrer Sitzungen hatten?

Aleksandar Vucic: Ich komme seit vielen Jahren hierher. Im Gegensatz zu anderen höre ich mir immer alle Meinungen an und nehme das

zu Zeit eine konsequente Haltung zur Verteidigung der Uno-Charta und der damit etablierten Weltordnung einnehmen. Gleichzeitig ist es nicht immer leicht, die Doppelzüngigkeit und die Doppelmoral zu bekämpfen. Aber ich bin froh, dass ich eine souveräne, unabhängige Nation vertrete.

Weltwoche: Wir leben in einer schwierigen Zeit. Wir haben einen Krieg in der Ukraine, einen Krieg im Nahen Osten und eine Eskalation am Roten Meer. Ich meine, Ihr Land ist eine Art Brücke zwischen Ost und West. Sie versuchen, verschiedene Perspektiven in einer Welt zusammenzubringen, die sehr konfrontativ ist. Was ist das wichtigste Prinzip für Sie als Staatsoberhaupt?

Vucic: Der Schlüssel ist eine unabhängige Herangehensweise. Das bedeutet, dass man nicht voreingenommen ist, dass man nicht zu einer Art Herde gehört und anderen

blind hinterherläuft. Es gibt einige hier, die in einer Gruppe die eine Seite verurteilen und die andere unterstützen. Wir sollten aber alle Themen auf eine objektivere und rationalere Art und Weise diskutieren.

Weltwoche: Glauben Sie, dass diese Dämonisierung, die wir vor allem im letzten Jahr erlebt haben, abnimmt? Sehen Sie das Licht am Ende des Tunnels?

Vucic: Ich sehe es noch nicht. Obwohl ich bei meinen bilateralen Gesprächen festgestellt habe, dass viele Diskussionspartner offener für andere Standpunkte waren.

Weltwoche: Für Standpunkte der anderen Seite?

Vucic: Ja. Ich gehörte zu den wenigen Menschen, die vielen Rednern zugehört haben, weil ich lernen wollte. Aber die meisten waren immer noch im Wahlkampfmodus. Sie halten

sich immer noch sehr stark an ihr Narrativ aus früheren Zeiten. Wenn man mit ihnen hingegen privat oder informell spricht, ist die Situation anders. Wir müssen uns jedoch um echte Lösungen bemühen. Das ist etwas, das uns zu einer besseren Welt und zu besseren Möglichkeiten und zu echtem Fortschritt führen wird.

Weltwoche: Serbien unterhält seit langem Beziehungen zu Russland. Sie kennen Russland gut. Sie verstehen die russische Geschichte. Wie lange, glauben Sie, wird dieser Konflikt in der Ukraine noch andauern?

Vucic: Den Russen geht es heute besser als früher. Die Ukrainer sind mutige Menschen und haben sich gewehrt. Aber was wir brauchen, ist Frieden. Davon sind wir noch weit entfernt. Ich

«Die Ukrainer sind mutige Menschen und haben sich gewehrt. Aber was wir brauchen, ist Frieden.»

kann nur sagen, dass ich Wladimir Putin vor drei Monaten in Peking für zwei Minuten getroffen habe. Aber mir ist aufgefallen, dass er selbstbewusster war als vor einem Jahr. Ich sehe jetzt, dass Putin in einer siegreicheren Stimmung ist, als er es früher war. Dennoch erhofft sich der Westen, das Problem so zu handhaben, dass er eine Pattsituation aufrechterhalten und diese als seinen Sieg darstellen kann. Wir brauchen keine Siege. Wir brauchen echten Frieden, und wir brauchen vernünftige Lösungen für die Probleme der Zukunft.

Weltwoche: Wir sprechen hier in Davos über düstere Themen wie Klimakatastrophe, Kriege, Konflikte. Was ist der Silberstreifen am Horizont?

Vucic: Der Silberstreifen ist, dass ich immer noch eine Einladung nach Davos bekomme, obwohl alle wissen, dass sie eine andere Ansicht und Meinung hören werden. Um aber die Wahrheit zu sagen, nur einmal erwähnte jemand den Klimawandel. Alle anderen sprachen über sehr politische Themen.

Das vollständige Video-Interview finden Sie auf weltwoche.ch



«Wir brauchen keine Siege»: Politiker Vucic.

mit, was für mich und für das Land nützlich sein könnte. Das WEF 2024 war ein bisschen optimistischer als das letztjährige. Ich stelle fest, dass es weniger um die Wirtschaft als um Politik ging. Es gab hier vier grosse Themen. Erstens die Beziehung zwischen den USA und China. Zweitens Gaza und den palästinensisch-israelischen Konflikt. Nummer drei ist der Krieg in der Ukraine und Nummer vier die Huthi und der Konflikt im Roten Meer. Darüber hinaus, und das ist noch wichtiger, ist es offensichtlich, dass alle an zwei Wahlgänge denken: die US-Präsidentenwahlen und die Wahlen des Europäischen Parlaments. Das überschattet alles. Natürlich gab es für uns auch einige schwierige Fragen, die wir mit den europäischen Gesandten in Bezug auf das Kosovo diskutierten. Ich vertrete hier jenes Land, das bei den meisten dieser Regierungen nicht immer beliebt ist. Dies, weil wir von Zeit

Wer rettet die SRG? Christa Rigozzi

Die SRG im Panikmodus. Erst der seltsame Abgang des Chefs, nun die seltsame Nachfolgesuche.



Seinen ersten grossen Auftritt hatte der neugewählte SRG-Generaldirektor Gilles Marchand im März 2018. Nach der No-Billag-Abstimmung kündigte er, mit viel Brimborium, eine Kostensenkung von hundert Millionen Franken an.

Ein Jahr später erschien der Geschäftsbericht der SRG und zeigte den ersten Effekt von Marchands Hundert-Millionen-Sparprogramm. Seine Ausgaben waren um sechzig Millionen gestiegen.

Dann kündete Marchand an, wieder mit viel Tamtam, es werde bei TV-Filmen die Unterbrecherwerbung abgeschafft. Kurz danach gab es die Unterbrecherwerbung wieder.

Marchand war frisch im Amt, und schon hing ihm der Ruf eines Schaumschlägers an, der grosse Ankündigungen macht, die sich dann in Luft auflösen. «An jedem Finger ein Versprechen», mokierte sich der *Blick* über den SRG-Chef.

2020 versuchte Marchand eine finanzielle Ehrenrettung und kündete erneut eine Kostensenkung an («das tut weh»). Fünfzig Millionen Franken wollte er sparen. Und was geschah? Die Ausgaben der SRG stiegen in kürzester Zeit um fünfzig Millionen.

Ich habe Marchand in dieser Kolumne einmal den «Münchhausen der Medienbranche» genannt. Das war zwar nicht allzu nett, aber falsch war es nicht.

Letzte Woche trat Marchand Knall auf Fall zurück. Ich habe mich umgehört und würde eher sagen, dass Marchand zurückgetreten wurde. Ein Schaumschläger an der SRG-Spitze war zu einem untragbaren Risikofaktor geworden.

Im Jahr 2025, spätestens 2026, steigt die Ab-

stimmung über die SRG-Volksinitiative, die unter dem Slogan «200 Franken sind genug» segelt. Sie will die Radio- und TV-Gebühr von heute 335 auf 200 Franken senken.

Mit Marchand, so wurde immer klarer, war die Abstimmung kaum zu gewinnen. Erst wurde er bei einer Schwindelei ertappt, indem er bei den finanziellen Folgen der Initiative um mindestens 200 Millionen Franken übertrieb. Dann bezeichnete er die Initiative als «Attacke auf die Schweiz», eine Melodramatik, die auch bei Sympathisanten der SRG schlecht ankam.

Als sich Marchand auch noch mit Medienminister Albert Rösti anlegte und dessen Kompromissvorschlag einer Empfangsgebühr von 300 Franken attackierte, brach in der SRG langsam Panik aus. SRG-Verwaltungsratspräsident Jean-Michel Cina, dem abgebrühten Machtpolitiker aus dem Wallis, blieb nun keine andere Wahl: Marchand war Vergangenheit.

Gleichentags startete Cina die Suche nach dem Nachfolger oder der Nachfolgerin. Die SRG war dabei wiederum im Panikmodus. Es braucht unbedingt jemanden im Chefessel, der die Abstimmung über die 200-Franken-Initiative sicher gewinnt.

Man sucht nicht einen ökonomisch versierten Manager, der das 1,5-Milliarden-Unternehmen SRG nach betriebswirtschaftlichen Kriterien führt und auch mal unpopuläre Entscheide trifft, weil die SRG für die nächsten Jahre so oder so unter finanziellem Druck stehen wird.

Würde man so denken, dann wären erfahrene Medienmanager wie Felix Graf, der CEO der NZZ-Gruppe, oder Christoph Tonini, der CEO

der Swiss Marketplace Group, gute Kandidaten für die SRG-Chefetage.

Aber nein, man sucht etwas anderes. Man sucht für die SRG-Spitze eine PR-Figur, die das Image der SRG aufpoliert und gute Laune und Charme verbreitet. Von Zahlen braucht man da nicht allzu viel zu verstehen.

Weil man so denkt, sind bisher nur Frauen für die Marchand-Nachfolge im Gespräch, etwa Nathalie Wappler, die frühere Kultur-

Man sucht eine PR-Figur, die das Image der SRG aufpoliert und gute Laune und Charme verbreitet.

chefin und heutige Direktorin von Radio und TV, oder Susanne Wille, die frühere Moderatorin von «10 vor 10» und heutige Kulturchefin. Beide haben eher wenig Ahnung von Betriebswirtschaft, aber man hofft, dass ihre bezaubernd-frauliche Ausstrahlung die Stimmbürger so sehr betört, dass sie dann ein Nein in die Urne werfen.

Man kann so denken. Das ist zwar nicht sehr feministisch gedacht, aber wenn man schon so denkt, dann bitte konsequent.

Die ideale SRG-Generaldirektorin wäre in dieser Sichtweise Christa Rigozzi. Keine andere Schweizerin hat ein derart fröhliches Lachen wie die frühere Miss Schweiz. Dazu hat sie einen Universitätsabschluss in Medienwissenschaft, und die «Arena» hat sie auch schon moderiert.

Glaubt jemand, dass die SRG mit einer herzlichen und strahlenden Generaldirektorin wie Rigozzi eine wichtige Abstimmung verlieren kann? Ich glaube das nicht.

«Gott ist Liebe – und Vernunft»

Kurt Kardinal Koch über die ewig faszinierende Botschaft des Christentums, den Glaubensverlust in Europa, das Böse und die Hölle sowie die Wurzeln der Missbrauchsskandale in der Kirche.

Roger Köppel

Die Uhren ticken anders im Vatikan. Der Welthauptsitz der Katholiken scheint tatsächlich mit der Ewigkeit im Bunde, irgendwie erhaben über der Hektik des Alltags. Wir treffen den Schweizer Kardinal Kurt Koch, einst Bischof von Basel, hochgelehrter Theologe, in seinem Büro unweit der Kaserne unserer Schweizergarde. Die Leibwache des Papstes, seit 1506 mit grosser Treue am Bischofsstuhl von Rom, freut sich auf eine neue Behausung, einen Neubau, dessen Finanzierung der Luzerner Unternehmer Guido Egli auf die Beine gestellt hat. Auf «Weltwoche daily» lief jüngst ein Interview mit dem Gardisten-Kommandanten Christoph Graf, Luzerner auch er.

Koch ist ein nachdenklicher Mensch. Er spricht überlegt, in druckreifen Sätzen. Mühe-los wechselt er von kirchenpolitischen Fragen und Gegenwartsdiagnosen ins Theologische. Es entspinnt sich eine Diskussion über die Krise des Christentums in Europa und die Botschaft des Evangeliums. Koch strahlt ein angenehmes Charisma aus, er ist kein Fernsehprediger, kein Lautsprecher, kein Feuerkopf des Glaubens. Seine Überzeugungskraft liegt in der Argumentation, in einer geradezu tänzerischen Leichtfüssigkeit, wie er historische und philosophische Bezüge herstellt, ohne mit seiner Gelehrsamkeit aufzutrupfen; ein Denker von ein-drucksvoller Bescheidenheit.

Geboren wurde Kurt Koch am 15. März 1950 in Emmenbrücke, Kanton Luzern. Sein erster Berufswunsch, mit drei Jahren, war «Samichlaus», ab der ersten Klasse wollte er Priester werden. Sein Theologiestudium absolvierte er an der Ludwig-Maximilians-Universität München und an der Universität Luzern. Papst Johannes Paul II. ernannte Koch zum Bischof, ausgerechnet am 6. Dezember (1995). Von 2007 bis 2009 war er Präsident der Schweizer Bischofskonferenz. Papst Benedikt XVI. – wohl auch ein theologisches Vorbild des Schweizer Kardinals – berief Kurt Koch zum Präsidenten des

Rom

Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, diese Funktion bekleidet er bis heute. Am 3. Mai 2021 wurde Kurt Koch von Papst Franziskus zum Kardinalpriester ernannt.

Weltwoche: Herr Kardinal Koch, Sie leben die ganze Zeit über in Rom?

Kardinal Koch: Ja.

Weltwoche: Wie muss man sich den Alltag eines Kardinals im Vatikan vorstellen?

Kardinal Koch: Sehr unterschiedlich. Oft bin ich auf Reisen. Vieles lässt sich nicht am Schreibtisch erledigen. Ich muss zu den Kirchen gehen. Bin ich alleine im Büro, fange ich um halb neun an und arbeite bis um zwei. Dann vom Nachmittag bis am Abend.

Weltwoche: Ihr Schwerpunkt ist?

Kardinal Koch: Der Schwerpunkt sind die ökumenischen Dialoge mit allen christlichen Gemeinschaften – sowie dem Judentum. Zum Judentum haben wir eine Beziehung, wie wir sie zu keiner anderen Religion haben. Ich bin allerdings nur zuständig für die religiösen Verbindungen, die politischen liegen beim Staatssekretariat. Wobei es im Judentum nicht so einfach ist, zu trennen zwischen Politik und Religion. Weiter bin ich Mitglied anderer Dikasterien, das gibt sehr viel Arbeit.

Weltwoche: Was ist das grösste Thema unter den christlichen Gemeinschaften?

Kardinal Koch: Wir sind uns in verschiedenen Glaubensfragen nähergekommen, doch gibt es noch keine gemeinsame

Vorstellung des Ziels der Ökumene [...] Die katholische Kirche hat die Überzeugung, dass man die Einheit sucht im Glauben, in den Sakramenten und in den Ämtern. Sobald man all dies gegenseitig anerkennt, hat man eine Kirchengemeinschaft. Viele aus der Reformation hervorgegangene Kirchen haben aber eine ganz andere Vorstellung: Alle sollen sich gegenseitig als Kirche anerkennen, und die Summe aller kirchlichen Gemeinschaften [...] soll dann die eine Kirche ergeben.

Weltwoche: Und wo liegt nun das Problem?

Kardinal Koch: Es ist ein grosses Problem: Wenn Sie am Flughafen Kloten in ein Flugzeug einsteigen, ohne zu wissen, wohin Sie reisen wollen, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie in Barcelona landen und nicht in Rom, was durchaus bedauerlich wäre. Darum glaube ich:

«Es ist ja interessant: Jesus befiehlt die Einheit seinen Jüngern nicht. Er betet für sie.»

Wir müssen uns neu darauf besinnen: Was ist das gemeinsame Ziel, was wollen wir erreichen?

Weltwoche: In ethischen Fragen gibt es ebenfalls grosse Unterschiede zwischen den kirchlichen Gemeinschaften.

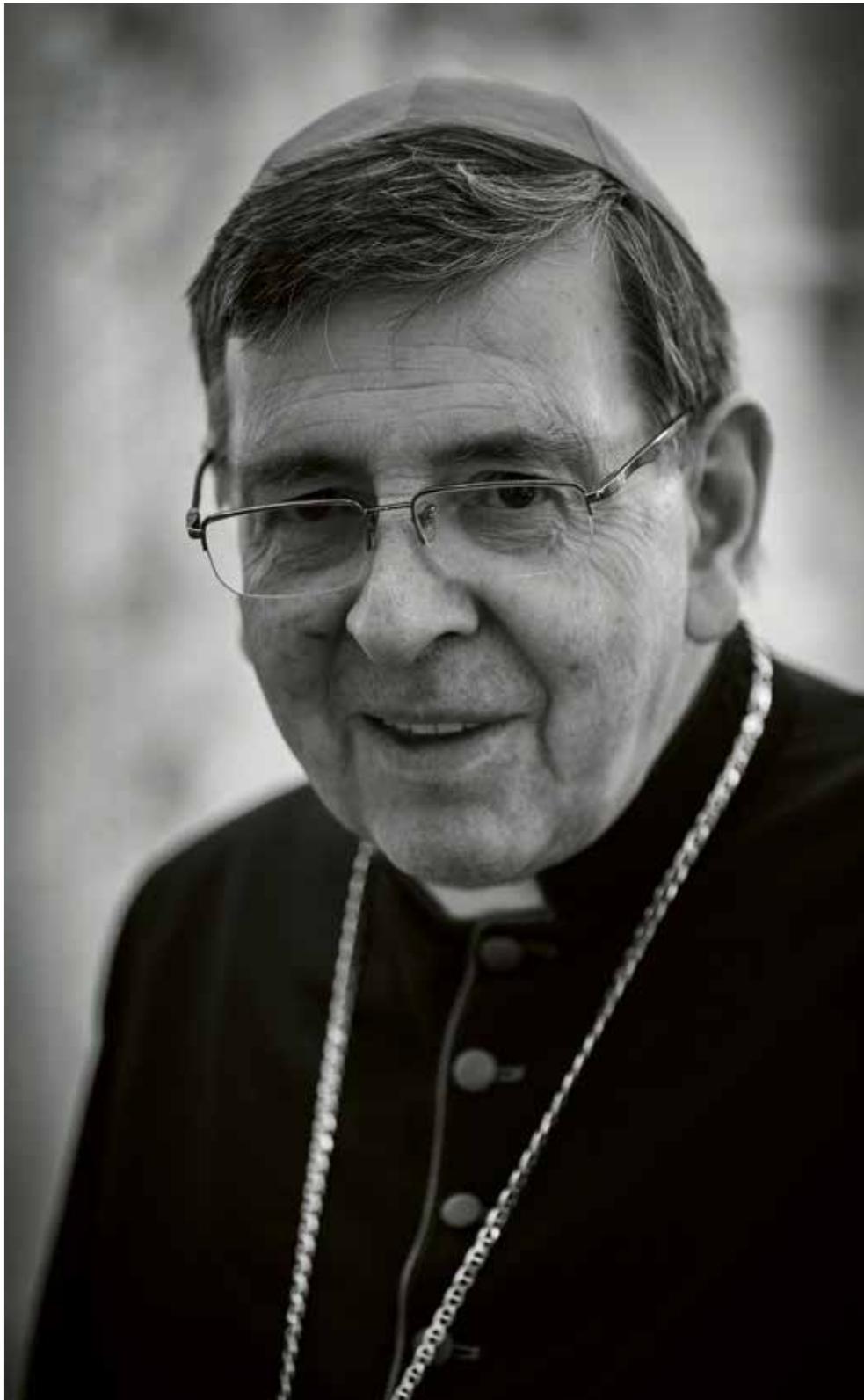
Kardinal Koch: Das ist die zweite grosse, neue Herausforderung. In den achtziger und neunziger Jahren lautete ein wichtiger Satz in der Ökumene: Der Glaube trennt, das Handeln eint. Die Einheit würde sich aus dem Handeln ergeben. Heute ist es fast umgekehrt. In Glaubensfragen kamen wir uns näher, aber die Differenzen ergeben sich auf ethischem Gebiet, vor allem in zwei Bereichen: Ehe, Familie, Sexualität und Gender. Dann die bioethischen Fragen, Anfang und Ende des Lebens. Die dritte Herausforderung ist das rasante Wachstum der evangelikalen und pentekostalen Bewegungen. Das ist heute die zweitgrösste Realität nach der katholischen Kirche. Das sind ganz neue Herausforderungen.

Weltwoche: Warum ist es so wichtig, die unterschiedlichen christlichen Strömungen zusammenzubringen?

Kardinal Koch: Erstmals wurde diese Notwendigkeit erkannt 1910 an der ersten Weltmissionskonferenz in Edinburg. Die dort Versammelten kamen zur Überzeugung, dass das grösste Hindernis einer glaubwürdigen Weltmission die zertrennte Christenheit sei. Mit der Mission sind auf andere Kontinente nicht nur das Evangelium gebracht worden, sondern auch die europäischen Kirchenspaltungen. Diese Uneinigkeit und Zerstrittenheit der Christen schadet



Kochs Kardinalwappen.



«Jesus kommt als Lamm. Das ist die Erlösung der Welt»: Theologe Koch.

der Glaubwürdigkeit des Evangeliums. Zweitens ist es natürlich der Wille Jesu. Das Fundament ist das hohepriesterliche Gebet im 17. Kapitel des Johannes-Evangeliums. Dort betet Jesus zu seinem himmlischen Vater: Alle sollen eins sein, damit die Welt glaubt, dass Du mich gesandt hast. Es ist ja interessant: Jesus befiehlt die Einheit seinen Jüngern nicht. Er betet für sie.

Weltwoche: Weil sie möglicherweise schon damals nicht selbstverständlich war.

Kardinal Koch: Ja. Es waren halt Menschen.

Weltwoche: Was ist der Zustand des Christentums heute?

Kardinal Koch: Man muss unterscheiden nach Kontinenten. Das Christentum ist in einer sehr kritischen Situation in Europa. Das betrifft alle christlichen Kirchen, nicht nur die katholische. Obwohl das Christentum in Europa gross geworden ist, ist es in einer fundamentalen Krise. Ganz anders in Afrika. Dort wächst das

Christentum, ebenso in Asien. Weltweit nimmt die katholische Kirche jährlich zu, während wir in Europa von Kirchaustritten reden. Lateinamerika wird ziemlich herausgefordert von einzelnen pentekostalen Bewegungen, wenn sie katholischen und reformierten Kirchen Mitglieder abwerben wollen.

Weltwoche: Warum legen die Evangelikalen dermassen zu?

Kardinal Koch: Sie legen einen starken Akzent auf die Erfahrung des Glaubens im konkreten Leben. Und manchmal lautet ihre Botschaft: Nimmst du diesen Glauben an, geht es dir gut.

Weltwoche: Was ist der tiefere Grund für die Krise des Christentums in Europa?

Kardinal Koch: Ein Grund ist die schwierige Situation der Kirchen selber, wenn ich an das schmerzliche Problem der Missbräuche denke. Doch die Kirchaustritte, denke ich, haben auch mit anderen, tieferen Ursachen zu tun. Nicht nur Katholiken, auch Reformierte treten aus den Kirchen aus.

Weltwoche: Dieser Tage melden Schweizer Medien, es gebe mehr Austritte bei den Reformierten. Sie geben allerdings der katholischen Kirche und dem Missbrauch die Schuld daran.

Kardinal Koch: Die katholische Kirche hat viele Untersuchungen gemacht, auch Ergebnisse geliefert. Dies steht den reformierten Kirchen erst bevor. Ich vermute, die evangelische Kirche könnte mehr Problemfälle in den Familien haben. Statistisch gesehen finden 90 Prozent aller Missbräuche in der Familie statt. In der katholischen Kirche ist das so nicht der Fall, weil die Priester nicht verheiratet sind.

Weltwoche: Was steckt hinter diesen Skandalen, was ist die tiefere Ursache?

Kardinal Koch: Bei der christlichen Kirche ist es ein besonders schwer wiegender Missbrauch, weil die zwei intimsten Bereiche des Menschen miteinander in Konflikt kommen, nämlich die Sexualität und die Religion. Wenn nun unter dem Baldachin des Heiligen der Missbrauch stattfindet, dann wird der Baldachin zur Staubwolke. Meines Erachtens haben aber die Kirchaustritte noch tiefere Gründe. Sie sind interessanterweise in Ländern markant, in denen es Kirchensteuern gibt.

Weltwoche: Die staatliche Vereinnahmung, die Verweltlichung, Politisierung der Kirche?

Kardinal Koch: Ich kann verstehen, wenn ein Gläubiger, gibt es schwierige Situationen in der Kirche, von der Kirche eine Zeitlang nichts mehr hören, Kirchenferien machen will. Das aber ist prinzipiell ausgeschlossen. Spätestens bei der Kirchensteuer merkt er, dass er immer noch drin ist. Viele Austritte ergeben sich wohl daraus. Aber die eigentlichen Ursachen wurzeln tiefer. Man hat Mühe mit all den Institutionen. Könnte man aus dem Staat austreten, wie viele würden es machen? Amerikanische Religionssoziologen reden von einer «unbe-

kirchten Religiosität». Menschen sind irgendwie religiös, aber sie wollen diese Religiosität nicht kirchlich leben. Und wahrscheinlich ist da schon auch ein fundamentalerer Glaubensschwund.

Weltwoche: Die Priester, die Sachwalter des Glaubens, wenden sich vom Glauben ab?

Kardinal Koch: Dies wäre traurig. Manchmal setzen einzelne andere Akzente. Um ein Beispiel zu nennen: Man sah es am Anfang des synodalen Wegs in Deutschland. Der Papst schrieb damals einen langen Brief an das «in Deutschland lebende Volk Gottes». Die Hauptherausforderung sei die Evangelisierung. Bis heute klagt der Papst ja immer wieder, man habe seinen Brief nicht ernst genommen.

Weltwoche: Was heisst Evangelisierung?

Kardinal Koch: Die Verkündigung des Evangeliums.

Weltwoche: Woran krankt es?

Kardinal Koch: Wir sind wahrscheinlich zu wenig überzeugt von der Kostbarkeit und Schönheit der Botschaft, die wir zu verkünden haben, und wagen dann nicht, sie wirklich zu verkünden. Vielleicht liegt es auch daran, dass man den eigenen Glauben gar nicht mehr kennt. Als ich Bischof von Basel war, habe ich einige Kirchenaustritte von Reformierten erhalten. Ein Reformierter schrieb mir, er habe jetzt genug von diesem Verein, er wolle austreten und möchte, dass sein oberster Chef dies wisse. Ich schrieb ihm, er wisse offenbar nicht einmal, woraus er austrete, und schickte ihm die Adresse des reformierten Pfarrers.

Weltwoche: Was ist der tiefere Grund des Glaubenszweifels?

Kardinal Koch: Auf der einen Seite hat die historisch-kritische Forschung viele Zweifel gebracht. Ich will dabei kein Wort gegen die his-

«Bereits in der ersten Klasse wollte ich Priester werden. Der allererste Wunsch war, Samichlaus zu werden.»

torisch-kritische Forschung sagen. Die muss sein, weil der christliche Glaube ja nicht einfach eine Theorie verkündet, sondern ein geschichtlicher Glaube ist. Aber die Forschung kann verunsichern. Ist dieser Jesus wirklich in Bethlehem geboren worden? Ist er denn tatsächlich der Sohn Gottes? Ist er am Kreuz für uns gestorben und auferstanden? Weiter hängt es zusammen mit der Privatisierung der Religion, Religion als reine Privatsache, die öffentliche Dimension der Religion wird in Frage gestellt.

Weltwoche: Wie lautet für Sie die zentrale Botschaft des Christentums? Was fasziniert, was begeistert Sie?

Kardinal Koch: Gott ist Liebe – und Vernunft. Deshalb sind Wahrheit und Liebe nicht zu trennen. Nur die Wahrheit der Liebe und die Liebe zur Wahrheit haben Zukunft. Das ist die ent-



scheidende Botschaft, wie sie auch Papst Benedikt immer betont hat. Es gibt den Zusammenhang von Glauben und Vernunft. Benedikt ging davon aus, der Glaube sei wahr, darum müssten wir keine Angst haben, den Glauben der kritischen Vernunft auszusetzen. Er hat immer einen Weg gesucht jenseits von Fideismus, einer Einstellung, mit der man glaubt, auch wenn es absurd ist, und Rationalismus. Der Papst wollte einen vernünftigen Glauben, war aber gleichzeitig der Auffassung, der Vernunftbegriff müsse ausgeweitet werden, er sei zu sehr verengt aufs rein Mach- und Herstellbare, aufs Experimentierbare.

Weltwoche: Glauben heisst vertrauen auf das, was ich nicht gemacht habe, was mir aber ohne mein Zutun geschenkt wurde.

Kardinal Koch: Ja, die Vernunft muss den Glauben suchen und der Glaube die Vernunft. Oder wie es [...] Augustinus einmal ausgedrückt hat: Glaube, um zu erkennen. Erkenne, um zu glauben.

Weltwoche: Haben Sie jemals an Ihrem Glauben gezweifelt?

Kardinal Koch: Ich habe es immer als ein grosses Geschenk empfunden, dass ich glauben kann. Ich kam nicht durch Zweifel zum Glauben, sondern empfand den Glauben stets als etwas Schönes und Wahres. Erst später setzte das Nachdenken ein. Aber nicht, um den Glauben in Frage zu stellen, sondern um ihn besser zu verstehen. Dazu gehört das Fragen. Mein Glaube ist nicht mein Verdienst.

Weltwoche: Schon als Kind?

Kardinal Koch: Ja. Bereits in der ersten Klasse wollte ich Priester werden. Der allererste Wunsch war, Samichlaus zu werden, als Dreijähriger. Das habe ich nicht geschafft, aber ich musste ein wenig lachen, als Papst Johannes Paul II. mich am 6. Dezember 1995 zum Bischof ernannt hat. Es gab doch noch ein bisschen «Chlaus» für mich.

Weltwoche: Sprechen wir nochmals über den Glauben. Wie würden Sie diesen Zugang zur Wirklichkeit beschreiben? Was bedeutet Glauben? Im Unterschied zum Wissen und Forschen. Wie definieren Sie Gott?

Kardinal Koch: Gott ist nicht nur Mathematik, Physik, Vernunft, Naturgesetz, Logos, sondern eben vor allem auch Person und damit ansprechbar. Und Gott ist in sich Beziehung. Gott

ist nicht der einsame Egoist im Himmel, er ist in sich selber Liebesbeziehung – in der Dreifaltigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Weltwoche: Wie kommt man darauf, dass die Macht, die allem zugrunde liegt, ansprechbar sei für den Menschen? Liegt hier nicht eine Anmassung? Wir können Gott als das Allumfassende wohl bestaunen, aber mit ihm in Dialog treten?

Kardinal Koch: Ich kann nur mit Gott reden, weil er zuvor mit mir geredet hat. Und dies ist der Kerninhalt des christlichen Glaubens: Gott hat sich dem Menschen offenbart. Er ist kein stummer Gott, der schweigt, sondern ein Gott, der redet, der zum Volk Israel geredet hat, der zuhächst in Jesus geredet und sich uns offenbart hat. Glauben heisst nicht erfinden. Glauben heisst: Gott hat sich mir offenbart, und meine Antwort lautet, dass ich ihm glaube.

Weltwoche: Wie stark hat diesen Glauben an Gott die Erfahrung zweier Weltkriege mit ihren ungeheuerlichen Gräueltaten erschüttert?

Kardinal Koch: Man muss schon sehen, dass die grössten Verbrechen im 20. Jahrhundert von antichristlichen, neuheidnischen Bewegungen vollzogen worden sind und gerade nicht aus religiösen Gründen. Hitler war nicht nur Antisemit, er war auch gegen das Christentum. Zunächst brauchte er es zwar, aber hätte er gewonnen, wäre es dem Christentum ähnlich ergangen wie dem Judentum.

Weltwoche: Warum hat Gott das unsägliche Leid zugelassen?

Kardinal Koch: Die Frage des Leidens ist schwierig. Wie kann Gott so etwas dulden? Ich muss sagen: Ohne Gott wäre das Leiden doch überhaupt nicht aushaltbar. Zudem erfordert es eine übergrosse Anstrengung, anzunehmen, die ganze Welt sei aus dem Zufall entstanden. Da brauche ich mehr Glauben, als wenn ich an Gott glaube. Wenn ich Gott als Vernunft und als Liebe sehe, kann ich auch verstehen, warum die Welt so ist. Ohne Gott könnte ich die Welt nicht verstehen.

Weltwoche: Was bedeutet für Sie der Begriff Hölle?

Kardinal Koch: Hölle ist die absurde, unmögliche Möglichkeit, wenn im Tod ein Mensch im Wissen um die Nähe Gottes sich Gott verweigert. Ich kann nicht wissen, wer in der Hölle ist. Ich kann auch nicht sagen, dass es keine Hölle gibt. Der christliche Glaube aber sagt uns, dass Gott den Menschen als freies Wesen erschaffen hat und deshalb seine Freiheit respektiert. Wenn aber ein Mensch in der letzten Begegnung mit Gott im Tod sich Gott weiterhin verweigert, dann wird Gott auch diese Freiheit respektieren und den Menschen nicht mit Gewalt in den Himmel zerren. Dies aber bedeutet, dass der Mensch die Hölle im Grunde selbst wählen würde. Ob je ein Mensch sich so entscheidet, kann ich nicht wissen; ich kann nur hoffen, dass kein Mensch es tun wird. Ein protestantischer

Theologe im 19. Jahrhundert hat gesagt: Wer nicht annimmt, dass es Gott gelingt, alle Menschen zu retten, ist ein Esel. Wer das aber lehrt, ist ein Ochse. Zwischen beidem muss man den Weg suchen.

Weltwoche: Der Theologe Karl Barth schrieb in seinem «Römerbrief», die Lebensproblematik eines Dschingis Khan oder eines Lenin, beide haben Millionen in den Tod gestürzt, sei die Lebensproblematik eines jeden Menschen, einfach ins Groteske überzerrt. Niemand solle sich deshalb einbilden, ein besserer Mensch zu sein, denn niemand weiss, was er gemacht hätte, wäre er der Macht und den Versuchungen eines Dschinghis Khan ausgesetzt gewesen. Demnach käme ja wohl auch der Bösewicht in den Himmel, denn das Böse ist eine Möglichkeit des Menschen, und der Mensch, jeder Mensch, ist von Gott geliebt, angenommen.

Kardinal Koch: Ich kann Gott nur bitten, es möge ihm gelingen, auch den härtestgesotteten Sünder zu erweichen. Ich kann es aber nicht wissen und deshalb nicht lehren.

Weltwoche: Weil es eine Anstiftung zum Bösen wäre?

Kardinal Koch: Es gibt ein eindrückliches Bild bei Origenes. Bei Origenes ist das Böse kalt. Bei uns ist die Hölle heiss. Origenes ist der Über-

zeugung, der böse Mensch sei ein Eisschrank, aber wenn er in die strahlende Wärme Gottes komme, werde auch er noch auftauen. Darum kann ich beten, dass es geschieht, aber ich kann es nicht voraussetzen. Damit würde ich mich an die Stelle Gottes setzen und sein Gericht vorwegnehmen.

Weltwoche: Das Böse ist das überschüssende Gute. Der Mensch ist dann am gefährlichsten, wenn er glaubt, das Gute zu verwirklichen.

Kardinal Koch: Hitler war überzeugt, das Beste für Deutschland zu tun. Das zeigten auch die Nürnberger Prozesse. Die führenden Nazis glaubten, sie hätten nur das Gute gewollt. An der Wurzel des Bösen steht die Unfähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.

Weltwoche: Kann der Mensch zwischen Gut und Böse unterscheiden, oder kann das am Ende nur Gott? Was bedeutet in diesem Zusammenhang das Gleichnis vom Sündenfall? Dort essen Adam und Eva ja verbotenerweise vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Folgt daraus, der Mensch könne Gut von Böse scheiden, oder folgt daraus gerade das Gegenteil?

Kardinal Koch: Nach christlicher Auffassung kann der Mensch unterscheiden zwischen Gut und Böse, aber letztlich nur in der Beziehung zu Gott als dem schlechthin Guten. Der Mensch

kann unterscheiden, wenn er konsequent auf sein Gewissen horcht, weil der christliche Glaube überzeugt ist, dass im Gewissen Gott sich vernehmbar macht mit seiner Wahrheit und seiner Unterscheidung zwischen Gut und Böse. Das

«Die Frage des Leidens ist schwierig. Aber ohne Gott wäre das Leiden doch überhaupt nicht aushaltbar.»

setzt voraus, dass der Mensch aus Gewissensgründen und nicht einfach aus gewissen Gründen handelt.

Weltwoche: Aber der Mensch bleibt angewiesen auf seine Beziehung zu Gott.

Kardinal Koch: Und das Gewissen muss gebildet, orientiert sein.

Weltwoche: Was bedeutet für Sie die Figur Jesus, Gottes Sohn, geboren nicht in einem Palast als Grosskönig in Gold und Ornat, sondern als verletzliches Baby in einem Kuhstall, Schwächster der Schwachen, schliesslich gefoltert und ans Kreuz genagelt als Verbrecher, verspottet, ermordet, ohne dass er, der Allmächtige, seine Macht gegen seine Peiniger gerichtet hätte, sondern, im Gegenteil, sie noch verteidigt hat, «denn sie wissen ja nicht, was sie



Monatliches Einkommen mit Schweizer Immobilien

Erwerben Sie Mehrfamilienhäuser ab CHF 100'000 online und erwirtschaften Sie jeden Monat attraktive Renditen.

 crowdhouse.com

tun», es sei ihnen also zu vergeben? Dies zu einer Zeit, als nur das Starke und Schöne vergöttert wurde im römischen Kaiserreich.

Kardinal Koch: Der reformierte Schriftsteller-Pfarrer Kurt Marti hat es einmal in einem Gedicht ausgedrückt: «Gott gerne klein». Man sagt von einem Kind, es sei der Gernegross. Gott ist der Gerneklein. Dass Gott sich so klein macht [...] Es gibt eine schöne Interpretation eines mittelalterlichen Theologen. Er sagt, Gott sei dem Menschen immer in seiner Allmacht begegnet und der Mensch habe Angst bekommen vor diesem Gott, habe sich in seiner Freiheit bedroht gefühlt, darum habe sich Gott entschieden, Mensch zu werden, Kind zu werden, damit er auf Augenhöhe dem Menschen begegne und der Mensch nicht mehr Angst haben müsse, sondern die Liebe Gottes nur noch mit Gegenliebe zu erwidern in der Lage sei. Gott selber wird so klein, dass er keine Bedrohung mehr ist für den Menschen. Dann muss sich aber auch der Mensch kleinmachen. Denn wenn ich das Kind in der Krippe anschauen will, muss ich in die Knie gehen.

Weltwoche: Ist ein Gott, der sich foltern und ans Kreuz nageln lässt, ohne seine Macht einzusetzen, ist dies nicht ein Gott, der im Moment seiner Kreuzigung seine Allmacht abgegeben hat?

Kardinal Koch: Was bedeutet Allmacht? Auf Allmacht im weltlichen Sinn verzichtet Gott, beweist aber eine neue Form der Allmacht, die der Liebe. Das ist die wahre Allmacht. Insofern ist Gott nie so allmächtig wie in der Ohnmacht am Kreuz. Das ist natürlich höchst paradox.

Weltwoche: Was ist der tiefere Sinn dieses Selbstopfers am Kreuz? Warum sagt man, Gott sei für die Menschen, für uns, für mich gestorben?

Kardinal Koch: Jesus hat in der Bergpredigt die Feindesliebe gelehrt: Ich soll auch meine

Feinde lieben. Aber Jesus hat es nicht nur gelehrt, er hat es auch gelebt. Und das, glaube ich, wird sichtbar am Kreuz. Von seiner Liebe lässt er nicht los, auch wenn die bösen Mächte gegen ihn selber entbrennen. Lieber lässt er sich ans Kreuz nageln, als dass er selber Gewalt anwendet.

Weltwoche: Inwiefern ist Jesus Christus für mich, für die Menschen gestorben?

Kardinal Koch: Indem er uns erlöst von dem Bösen und der Sünde, die in jedem Menschen sind, was der christliche Glaube als Erbsünde bezeichnet.

Weltwoche: Worin besteht die Erlösung?

Kardinal Koch: Indem er uns seine ganze Liebe schenkt, selbst im Angesicht des Bösen, so dass auch wir durch ihn liebesfähiger werden und ewig bei ihm leben.

Weltwoche: Obwohl der Mensch, dieser himmeltraurige Kerl, den ihm mit Liebe bezeugenden Gott auf schändlichste Weise ermordet, wird er nicht verworfen, bleibt er geliebt von Gott.

Kardinal Koch: Mit der Konsequenz, dass auch wir uns dann ändern. Wenn ein Auto im Morast ist, kann man die Räder drehen, wie man will, es nützt rein gar nichts. Man muss ein Brett darunterlegen, dann fährt es weiter. Ich würde dieses Bild nehmen für das, was Jesus am Kreuz tut. Er legt sozusagen sich selbst als Brett hin, damit wir wieder fahren können.

Weltwoche: Wie ist es möglich, dass die Kirchen das Vertrauen, die Begeisterung für diese so faszinierende Geschichte verloren haben, eine Geschichte, die so gegen alles zielt, was der Mensch, schon damals, für göttlich hielt, Geld, Macht, Stärke, Sex, Schönheit, das Christentum ist das Gegenteil. Wo klemmt es?

Kardinal Koch: Weil viele eben doch wahrscheinlich glauben, wir hätten diese Geschich-

te selber erfunden, diese Geschichte sei nicht mehr glaubwürdig. Wir sind uns nicht mehr bewusst, dass wir diese Botschaft nicht erfunden haben, sondern dass sie uns von Gott geschenkt wurde. Stellen wir uns für einen Moment vor, Gott hätte uns gefragt, wie wir uns die Erlösung ausdenken. Ich glaube nicht, wir wären auf die Idee gekommen, er solle dies mit einem schreienden Säugling anfangen und mit einem Verbrechertod am Kreuz beenden. Wir hätten uns schönere, erhabenerer Vorstellungen ausgedacht.

Weltwoche: Die christliche Botschaft ist so gegen unsere vordergründigen Neigungen und Instinkte, dass wir sie uns nie selber hätten ausdenken können.

Kardinal Koch: Jesus ist Lamm. Das ist das biblische Bild dafür.

Weltwoche: Kein Wolf, kein Raubvogel, den die Legionen Roms auf ihren Standarten trugen.

Kardinal Koch: Wir hätten wohl einen Löwen als Sinnbild gewählt, den Löwen, der mit seinen Tatzen in diese Welt hineinschlägt. Darum haben Könige den Löwen im Wappen. Oder die Römer verehrten den Wolf, von dem die Stadtgründer abstammen sollen. Nein. Jesus kommt als Lamm. Das ist die Erlösung der Welt.

Weltwoche: Was bedeutet es, wenn unsere Welt den Glauben, das Christentum verliert?

Kardinal Koch: Der Volksmund drückt es so aus: Wer den Glauben zur Haupttür hinaus-schickt, empfängt den Aberglauben durch die Hintertür. Das ist immer der Fall. Überall dort, wo der Mensch nicht an die Transzendenz Gottes glaubt, steht er in der Versuchung, weltliche, endliche Dinge zum Höchstwert zu erklären – Ideologie. Der Tod Gottes hat letztlich den Tod des Menschen zur Konsequenz.

Weltwoche: Den Tod des Menschen?

Kardinal Koch: Den Tod des Menschen in seiner Würde. Es ist kein Zufall, dass in der heutigen Leistungsgesellschaft zwei Probleme miteinander aufs Tapet gekommen sind. Da ist die Frage der Abtreibung und die Frage der Euthanasie. Wenn die Leistung zum Höchstwert wird, dann hat menschliches Leben, das noch nichts leisten kann, das ungeborene, kindliche Leben, und das menschliche Leben, das nichts mehr leisten kann, das alte, kranke, sterbende, keinen hohen Kurswert mehr. Dass wir heute die grossen Probleme am Anfang und am Ende des Lebens haben, hängt auch mit dem Verlust des Glaubens zusammen.

Weltwoche: Was ist heute für die Institution der Kirche die grösste Gefahr?

Kardinal Koch: Die grösste Gefahr ist, dass die Kirche von ihrer christlichen Botschaft nicht mehr ausreichend überzeugt ist und diese Botschaft auch nicht mehr weitergeben kann. Wenn sie Abstriche macht an der Botschaft, sich zurückzieht, sich nicht mehr vertieft in die Bot-



«Nur die Wahrheit der Liebe und die Liebe zur Wahrheit haben Zukunft»:

Kardinal Koch mit Papst Franziskus und Mitgliedern des Jüdischen Weltkongresses, 2013.

schaft, sie verkündet, aus der Überzeugung, den Menschen das grösste Geschenk überhaupt geben zu können. Denn wenn der Mensch den Glauben verliert, sucht er Ersatz. Und Ersatz führt nicht weiter. Schon Ende der fünfziger Jahre prophezeite Joseph Ratzinger, in der Kirche entstehe ein neues Heidentum. Nicht Heiden werden Christen werden, sondern Christen werden Heiden werden, innerhalb der Kirche.

Weltwoche: Die Kirche rennt falschen Göttern hinterher, tanzt ums Goldene Kalb, verfällt der Anmassung, verliert die Demut und kann keine Fehler zugeben. Haben wir hier nicht die exakte Ursache für das Versagen der Kirche im Umgang mit den Missbrauchsfällen? Man wollte nichts auf den trügerischen Glanz der Institution kommen lassen.

Kardinal Koch: Das ist ein sehr komplexes Problem. Ich war als Bischof selber schockiert. Meine erste Reaktion, konfrontiert mit den Enthüllungen, war: Das ist doch nicht möglich. Das machen Priester nicht. Das war die erste Reaktion. Heute heisst es, man habe

«Schon Ende der fünfziger Jahre prophezeite Ratzinger, in der Kirche entstehe ein neues Heidentum.»

die Institution schützen wollen. Dies trifft sicher nicht in jedem Fall zu. Am Anfang war es auch eine Überforderung, eine Unfähigkeit: Wie geht man damit um. Zudem war es damals nicht absehbar, dass die Missbräuche ein solches Ausmass angenommen haben. Das Zweite: In der Vergangenheit haben Bischöfe oft Psychiater gefragt, was zu tun sei, und die Antwort erhalten, man solle den Betroffenen in die Therapie schicken, dann könne man ihn wieder einsetzen. Geändert hat sich das Verhalten in der Kirche erst, wenn die Opfer des Missbrauchs in die Mitte der Aufmerksamkeit gekommen sind.

Weltwoche: Missbrauchsfälle kommen überall vor, aber die Kirche hat im Umgang damit versagt – eben weil zu viele in der Kirchenhierarchie das Problem nicht sehen wollten.

Kardinal Koch: Sie haben recht. Sicher hat die Kirche einen sehr hohen Anspruch, sie muss ihn auch haben. Aber sie muss ihn auch an sich selber stellen. Und wenn sie das nicht tut, dann wird sie schuldig. Einer, der dies als Erster realisiert und ausgesprochen hat, war übrigens Kardinal Joseph Ratzinger. 2005 hielt er, weil Papst Johannes Paul II. schwerkrank war, den Kreuzweg in Rom. Bei einer Station sprach er vom «erbärmlichen Schmutz» innerhalb der Kirche und bat Gott um Verzeihung. Das wurde damals gar nicht so richtig realisiert.

Weltwoche: Lösen die Skandale einen Läuterungsprozess aus? «Brauchte» es diese Skandale gar, um die Kirche von der Anmassung zu befreien?

Kardinal Koch: Auch innerhalb der Kirche ist die Erbsünde nicht einfach überwunden, sie ist genauso da, aber vielleicht haben das einige vergessen, verdrängt, nicht wahrhaben wollen.

Weltwoche: Man wollte es sich nicht eingestehen.

Kardinal Koch: Kardinal Ratzinger ging noch weiter. 2009 war das Jahr des Priesters, und gerade damals rief er aus: Dass dieser Schmutz ausgerechnet im Priesterjahr aufscheine, müsse uns zu denken geben. Er handelte auch danach. Hans Küng warf ihm vor, er habe alle Fälle in die Glaubenskongregation gezogen, um sie zu vertuschen. Das Gegenteil war der Fall. Er sah, es passierte nichts, also bat er den Papst, seiner, Ratzingers Behörde, das Dossier anzuvertrauen. Er hat klar erkannt, dass wir versagt haben und schuldig geworden sind.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich am Anfang dieses Jahres? Was muss passieren in der christlichen Welt?

Kardinal Koch: In erster Linie wünsche ich mir, dass der Mensch wieder zur Vernunft kommt und mit diesen schrecklichen Kriegen aufhört. Das Christentum hat hier einen wesentlichen Beitrag zu leisten, weil es eine klare Sicht hat, was Frieden heisst. Frieden muss mit Gerechtigkeit verbunden sein, gebunden auch an die Ehre Gottes. Nehmen wir den Weihnachtsgesang der Engel ernst – Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens. Wir hören immer gern den zweiten Teil und vergessen den ersten. Nur wenn Gott die Ehre gegeben wird, die ihm gebührt, kann auch wirklich Frieden auf Erden sein. Der Missbrauch der Religion, um Kriege zu rechtfertigen, ist deshalb ein besonderes Übel.

Weltwoche: Was haben diese Kriege mit dem Glaubensverlust zu tun? Wer nicht an Gott glaubt, sucht sich Ersatzgötter, vergöttert sich selbst und ist unfähig, andere Menschen, andere Kulturen zu verstehen. Konflikte sind die Folge.

Kardinal Koch: Mag sein. Krieg ist immer ein Ende der vernünftigen menschlichen Auseinandersetzung. Eine wesentliche Wurzel der beiden mörderischen Weltkriege ist der Nationalismus gewesen, bei dem die Position der eigenen Nation verabsolutiert und gegen andere Sichten gestellt wird. Auch im Zeitalter der Globalisierung ist der Nationalismus noch nicht überwunden, sondern greift weiter um sich. Die Menschheit hat die Kriege gelernt, sie muss sie aber dringend wieder verlernen. Es wird zwar nie eine konfliktfreie Welt, aber es muss eine kriegsfreie Welt geben. Die Religion muss dazu ihren Beitrag leisten, indem sie nicht Teil der Konflikte, sondern Teil von deren Lösung ist. Denn die Zwillingschwester der Religion ist niemals Gewalt und Krieg, sondern Friede und Gerechtigkeit.



INSIDE WASHINGTON

Eine Nummer zu klein

Der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, bereut einiges. Am Sonntag gab der einst aufstrebende Polit-Star bekannt, dass seine Präsidentschaftskampagne gescheitert sei. DeSantis kehrte auf die Plattform X zurück, auf der er vor nur acht Monaten seine Kandidatur gestartet hatte, und gestand, dass es keinen «klaren Weg zum Sieg» gebe. Nach seinem zweiten Platz bei den Vorwahlen in Iowa (30 Prozentpunkte hinter Trump) räumte DeSantis ein, dass «eine Mehrheit der republikanischen Wähler in den Vorwahlen Donald Trump eine weitere Chance geben will». Und damit stellte sich der Mann, den die *New York Post* einst als «DeFuture» bezeichnete, hinter den «Don».

Hauptstadtsschreiber sezieren die Leiche der DeSantis-Kampagne gnadenlos. Es fehlte ihm an Charisma. Seine Kampagne war ein verschwenderisches Durcheinander. Und wie DeSantis selbst zugibt, hätte er den Äther fluten sollen, wenn auch nur, um sich mit den feindseligen Mainstream-Medien auseinanderzusetzen. Aber selbst wenn der 45-jährige Navy-Veteran, der seine Wiederwahl zum Gouverneur 2022 mit einem Erdrutschsieg von 19 Punkten gewann, alles richtig gemacht hätte, hätte er immer noch ein fast unmögliches Hindernis zu überwinden gehabt: Donald J. Trump.

Während der gesamten Vorwahlen sank Trumps Zustimmungsrate unter republikanischen Wählern nie unter 40 Prozent. Als die Demokraten ihr Sperrfeuer mit vier Strafverfahren starteten, wurde der «Maga»-Maestro zu einem Koloss. DeSantis sagte vor den Medien im Dezember: «Wenn ich etwas ändern könnte, würde ich mir wünschen, dass Trump nicht wegen dieser Dinge angeklagt worden wäre.» Im Jahr 2028 wird DeSantis sich das nicht wünschen müssen.

Amy Holmes

Handtaschen-Babys

Amerikanische Promi-Frauen kaufen sich Babys wie Accessoires.

Eine Leihmutter trägt das Kind aus, eine Nanny betreut es. Windeln wechseln? Nein, danke!
Lieber posieren sie mit den Kleinen für Klischee-Fotos in den sozialen Medien.

Sarah Pines

New York

Kim Kardashian, Sarah Jessica Parker und Paris Hilton haben gleich zwei, Rebel Wilson bisher nur eines, Chrissy Teigen, Tyra Banks, Angela Bassett, Lucy Liu, Khloé Kardashian, Hilaria Baldwin ebenfalls, und Amber Heard hat sich während des Theaters mit Johnny Depp auch noch eins angetan: ein Leihmutterchaftsbaby, ihr Baby, ihr allein, wie sie nicht müde werden, die ganze Welt wissen zu lassen.

Amber «welcomed» ihre Tochter Oonagh am 8. April 2021, bei Paris war die Geburt am 24. Januar 2023 so weit, Rebel «setzte» ihre Tochter im November 2022 «in die Welt» und so fort. Die Liste wäre noch länger, nähme man noch zahlreiche homosexuelle Celebrity-Paare dazu wie Elton John und David Furnish, Ricky Martin und Jwan Yosef, Tom Ford und Richard Buckley, ausserdem unzählige *B-listers*. Ach ja, und Robert De Niro hat drei Babys, inzwischen Teenager, von einer Leihmutter.

Moderne Mutter Gottes

Während «ältere» Müttergenerationen – Tyra Banks, Angela Bassett oder Sarah Jessica Parker – die Umstände ihres Kinderkriegens nie an die grosse Glocke hängten, inszenierten die «neueren» Mütter, Hilton, Heard, Teigen oder Wilson, ihr Mutterwerden von Beginn an, als hätten sie ihre Schwangerschaft nicht in andere Frauenkörper ausgelagert, sondern als habe man sie frisch aus dem Kreissaal gerollt. Zwar sprechen sie freimütig und gleichgültig von der Tatsache, dass letztlich eine andere Frau das Kind ausgetragen hat, das sie dieser dann abkauften.

Auf sozialen Medien posteten sie hingegen postnatale Klischee-Bilder: spärlich bekleidet, glücklich-müdes Gesicht, mit nacktem Baby auf dem Bauch. Die Leihmutter existiert nicht, Amber, Paris et alii sprechen von «ihrer» Schwangerschaft und «ihrer» Geburt, nur dass es diese nicht gab und damit auch keine unteren Rückenschmerzen, keine Würgerei am Morgen, keine ausgelaugte Brust nach Geburt und Stillen.

Die Mutterschaft wurde frisch und ausgeruht gestartet, inszeniert wird sich im «Danach» einer fremden Schwangerschaft. Sie habe ein Baby ganz für sich haben wollen, ohne Mann, ohne Heirat dahinter, sagte Heard; Paris Hilton gab als Grund für ihre Leihmutterchaft Angststörungen an, die sie nicht an ihr Kind weitergeben wollte, wäre es in ihrem Bauch herangewachsen.

Keine der Celebrity-Mütter erwähnt die Leihmutter, oder höchstens kurz am Rande, als selbstloses Wesen, dessen einziger Zweck darin zu bestehen schien, den Kinderlosen das «Geschenk» des Lebens zu geben. Aufgeladen mit

*Frei nach dem neoliberalen Motto:
ob Vuitton-Tasche oder Baby, das
Schickste für mich, egal, was es kostet.*

der unbefleckten Empfängnis eingepflanzter Eier, ist die Leihmutter so etwas wie eine moderne Mutter Gottes, Letztere wurde allerdings schon von Baudelaire in seinem ersten grossen Gedicht, «Bénédiction», als Abfallprodukt des Egoismus der modernen Gesellschaft beschrieben. Es besteht kein feministisches Band zwischen (vertraglicher) Mutter und (biologischer) Leihmutter.

Leihmutterchaft ist eine philanthro-kapitalistische Industrie, deren Wert 2022 in den USA bei 14 Milliarden US-Dollar lag; für das Jahr 2032 wird ein Marktwert von 129 Milliarden US-Dollar antizipiert. Grund für das Wachstum ist die abnehmende Fruchtbarkeit der westlichen Bevölkerungen; etwa 30 Prozent der amerikanischen Männer sind unfruchtbar, zurückzuführen auf hormonell veränderte Lebensmittel und Bewegungsarmut.

Proportional zum Wachstum der Leihmutterchaftsindustrie bricht der Wille zur Adoption ein: Zwischen 2019 und 2020 gingen Adoptionen laut des amerikanischen National Council for Adoption um 24 Prozent zurück, internationale Adoptionen um 45 Prozent. Man will das «eigene», frische, neue Kind und nicht das ausgediente «alte».

Leihmutterchaft ist auf zweierlei Weise möglich: nicht-kommerziell, privat vereinbart, mit Aufwandentschädigung (diese Variante ist meist verboten), oder bezahlt. Die Kosten für eine in Auftrag gegebene Schwangerschaft belaufen sich im Durchschnitt auf 60 000 bis 80 000 Dollar. Leihmutterchaft wird über nationale oder internationale Agenturen wie Surrogacy Beyond Borders oder The Fertility Institutes abgewickelt.

Leihmütter sind jung und gesund, ohne Einkommen; viele werden von gewalttätigen Partnern in die Leihmutterchaft getrieben. Im Mai 2022 verabschiedete das EU-Parlament eine Richtlinie zum Verbot der Leihmutterchaft mit dem Vermerk, es handle sich dabei um eine «inakzeptable sexuelle Ausbeutung und Verletzung der Menschenwürde und der Menschenrechte» von Frau und Kind.

Ein Kind sei ein Mensch, kein Geschenk für andere, sagt die britische Akademikerin Julie Bindel. Im *Spectator* schreibt sie: «Die Auslagerung der Schwangerschaft ist Ausbeutung, sei es gegen Spesen oder zu einem kommerziellen Preis.» Bei der Leihmutterchaft handle es sich nicht um ein emanzipatorisches Prinzip, sondern um Menschenhandel – genauer: um Kinderhandel und um die Vermarktung des Körpers der prekären Frau; der Westen beute über die Leihmutterchaft ohnehin schon arme Menschen noch einmal mehr aus.

Sorgfältig kuratiert

Zu der Frage, ob sie das eigene Ei in die Gebärmutter der «Leihmutter» verpflanzen liessen oder eine Eispenderin wählten, deren Aussehen und genetische Anlagen meist sorgfältig kuratiert werden, schweigen die meisten der Celebrity-Mütter. Niemand möchte sich vorwerfen lassen, sie sei Biokonsumentin reproduktiver Technologien nach dem neoliberalen Motto: ob Vuitton-Tasche oder Baby, das Schickste für mich, egal, was es kostet.

Als ihr Sohn Phoenix einen Monat alt war, habe sie zum ersten Mal seine Windeln gewechselt, sagte Paris Hilton im Dezember 2023 in ihrer Sendung «Paris in Love»



Unbefleckte Empfängnis: Paris Hilton mit Söhnchen Phoenix.

Viola Amherd verpasste Chance

Das Drehbuch hat sich seit vielen Jahren eingespielt wie ein alter Leierkasten: Der höfliche Klaus Schwab lässt zur Eröffnung des Weltwirtschaftsforums in Davos den jeweiligen Schweizer Bundespräsidenten oder die jeweilige Bundespräsidentin eine Rede halten.

Dies geschieht in mehr oder weniger gepflegtem Englisch; Bundespräsidentin Viola Amherd sprach diesmal Deutsch. Genau wie das Ritual dieser bundespräsidialen Rede offenbart sich Jahr für Jahr das so gut wie vollständige Desinteresse der internationalen Teilnehmerenschaft an diesem Eröffnungsreferat des Davoser Gipfeltreffens. Nur gerade die Schweizer Medien geben sich entzückt und glauben an die Wirkung dieser Worte.

Der Grund liegt auf der Hand, auch wenn ihm niemand auf den Grund gehen will: Die Schweizer Bundespräsidenten sprechen – egal, welcher Partei sie angehören – regelmässig über die Probleme und Herausforderungen der ganzen Welt. Konkret: über Armut, Hunger, Klima, Krieg und Katastrophen.

Davon aber verstehen weder die jeweiligen Bundespräsidenten besonders viel noch ihre Verwaltungen, welche in Bern die Reden schreiben. Ohne unseren Bundesräten zu nahe zu treten, muss man feststellen, dass ihnen die globalen Erfahrungen und die entsprechenden Einsichten ganz einfach fehlen, um am WEF diesbezüglich als Autoritäten auftreten zu können. Unzählige andere Teilnehmer wissen mehr und können mehr.

Warum in aller Welt sprechen unsere Bundespräsidenten nicht über Themen, von denen sie mehr verstehen als die übrigen WEF-Besucher: nämlich über die Vorteile, Möglichkeiten und Chancen der Schweizer Staatssäulen, über unseren eigenständigen Weg ausserhalb der EU, unsere immerwährende bewaffnete Neutralität, unsere direkte Demokratie, unseren Föderalismus, unsere sprachlich-kulturelle Vielfalt, unsere Konkordanz und unsere starke Stellung im globalen Markt?

Das WEF ist kein Ort der Weltverschwörung, sondern eine Art Messebetrieb, bei dem die Politiker ihre Länder genau wie die Unternehmer ihre Firmen ins beste Licht zu rücken versuchen. Warum in aller Welt tut die offizielle Schweiz das eigentlich nicht?

Christoph Mörgele

Gratulation, Ueli Maurer

Der Alt-Bundesrat spricht aus, was im Grunde jeder weiss: Covid-19 war eine Massenpsychose. Das Aufheulen im medialen Mainstream bestätigt seine These.

Alex Baur

Die NZZ schlägt Alarm: «Alt-Bundesrat im Abseits: Ueli Maurer stösst mit kruden Aussagen selbst Parteifreunde vor den Kopf.»

Der *Blick* orakelt von einer «zunehmenden Radikalisierung» Maurers, von «Verschwörungstheorien» und «Corona-Leugnern».

Der Anlass: In einem halbstündigen Interview mit dem Internetportal Hoch2.tv diagnostizierte Maurer wegen Corona eine «Hysterie» und «Massenpsychose».

Es sei zwar richtig gewesen, mit Vorsicht auf das halbwegs neue Coronavirus zu reagieren, sagte Maurer dort. Doch die Relationen seien bald verlorengegangen.

Profit der Pharmariesen

Und ja, leider brachte auch die Impfung nicht das, was man sich anfänglich von ihr versprochen hatte. Und ja: Am meisten profitiert von dieser Impfung haben die Pharmariesen. So mussten die Regierungen unter anderem Millionen von Dosen vernichten, die keiner mehr wollte. Längst ist unbestritten, dass die Impfung nicht vor einer Ansteckung schützt, wie anfänglich behauptet worden war.

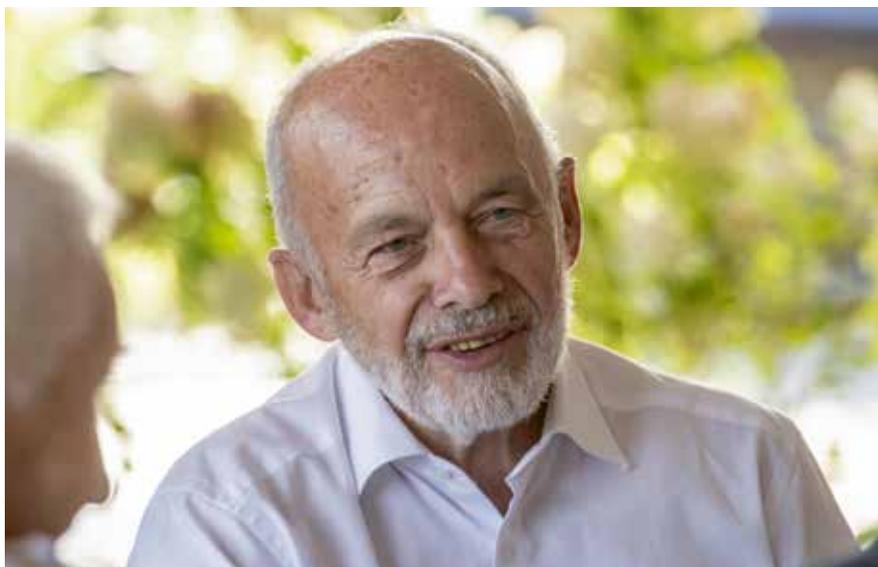
Maurer hat weder behauptet, das Coronavirus sei völlig harmlos, noch hat er die Impfung als völlig nutzlos bezeichnet. Er hat, bedacht und differenziert, lediglich an die Relationen erinnert. Und an die ebenso klägliche wie verheerende Rolle des medialen Mainstreams bei diesem Hype.

Was Maurer sagt, ist in weiten Kreisen längst Common Sense. Auch wenn es viele nicht so deutlich zu sagen wagen wie Maurer. Das Aufheulen des medialen Mainstreams und die bö-

Längst ist unbestritten, dass die Impfung nicht vor einer Ansteckung schützt, wie behauptet worden war.

artige Umdeutung seiner nüchternen Aussagen geben dem Alt-Bundesrat indirekt recht. Maurer hat den wunden Punkt getroffen. Gratulation.

Ach ja: Die NZZ hat gerade mal einen (in Zahlen: 1) SVP-Vertreter gefunden, der Maurers Aussage kritisiert. Den Aargauer SVP-Politiker Jean-Pierre Gallati. Offenbar gibt es wenigstens innerhalb der angeblichen «Führer-Partei» SVP Meinungsvielfalt. Welch ein Skandal!



Er hat den wunden Punkt getroffen: Ueli Maurer.

Zeitalter der Sophie Scholls

Wohlfühlprotest der Selbstbeweihräucherer, die den ganzen Staatsapparat hinter sich haben.



Es ist der 21. November 2020, als eine junge Frau die Bühne einer Querdenken-Kundgebung in Kassel betritt. Sie ist zum damaligen Zeitpunkt 22 Jahre alt. «Ja hallo, ich bin Jana aus Kassel», beginnt die Blondine ihre Rede. Dann fallen die fatalen Worte, für die sie anschliessend bundesweit durch die sozialen Medien gejagt werden wird: «Ich fühle mich wie Sophie Scholl, da ich hier seit Monaten im Widerstand bin.»

Weiter kommt Jana nicht, weil sie von einem Ordner der Demonstration unterbrochen wird, der seine Weste auf die Bühne wirft. «Für so einen Schwachsinn mach' ich doch keinen Ordner mehr. Das ist Verharmlosung des Holo-

Wer derart unkritisch dem Zeitgeist hinterherhechelt, hätte sich damals nicht im Widerstand befunden.

caust!», ruft er wütend. Jana fängt daraufhin an zu weinen und muss die Bühne frühzeitig verlassen. Die Szene landet als Video im Internet. Häme und Spott ergiessen sich über die junge Frau. «Jana aus Kassel» wird zum Running Gag.

Heute, mehr als drei Jahre später, lassen sich in Deutschland wieder allerhand junge Menschen finden, die sich wie Jana aus Kassel in geistiger und aktivistischer Nähe zur NS-Widerstandskämpferin Sophie Scholl wähnen. Seit den «Enthüllungen» des Medienkollektivs Correctiv zu einem angeblichen «Geheimtreffen» von AfDlern, Unternehmern und Mitgliedern der Werteunion in Potsdam ist die

deutsche Kollektivpsychose namens «Kampf gegen rechts» reaktiviert.

«Jetzt können wir endlich herausfinden, was wir anstelle unserer Urgrosseltern getan hätten», liest man auf einigen Schildern der Demonstranten, die sich seit Tagen in ganz Deutschland zum gemeinsamen Protestieren einfinden. Auf einem anderen Schild wird man noch deutlicher: «Im Namen der Weissen Rose!!! Stoppt Nazis!!!», steht hier in grossen schwarzen Lettern.

«Demo gegen rechts» in Deutschland ist halt in allererster Linie auch immer eine Selbstvergewisserung, dass man damals auf der richtigen Seite gestanden hätte. Dahinter verborgen ist der feste Wille, den Holocaust doch noch nachträglich verhindern zu können. Ein wahrer Wohlfühl-Event für gratismutige Selbstbeweihräucherer.

Dass man hierfür selbst Holocaust-Relativierung betreibt, sieht man genauso wenig als Widerspruch an wie die Tatsache, dass man Seite an Seite mit propalästinensischen Antisemiten demonstriert. Wessen Erinnerungskultur vor allem aus einstudierter Betroffenheit und weniger aus wirklichem Bewusstsein über die Strukturen und Mechanismen von Faschismus und Nationalsozialismus besteht, der denkt eben auch, dass er etwas gegen Totalitarismus tut, wenn er anderen die Grundrechte aberkennen will.

Interessant daran ist lediglich die geradezu lächerlich offensichtliche Doppelmoral, mit der hier auch von Seiten der Medien und Politik agiert wird. Denn – o Wunder – dieses Mal wird niemand für seine obskuren Geschichtsver-

gleiche ausgelacht. Dabei steht Jana aus Kassel, wenn man das Bullshit-Bingo der geschmacklosen Vergleiche doch einmal mitspielen will, Sophie Scholl tatsächlich näher als jeder dieser «Antifaschisten», die in den letzten Tagen «gegen rechts» demonstriert haben.

Denn Jana befand sich, im Gegensatz zu den jetzigen Schmalspur-Scholls, tatsächlich im Widerspruch zum vorherrschenden Zeitgeist. Hinter Janas Protest stand nicht ein «breites Bündnis aus Medien, Politik und Zivilgesellschaft». Natürlich hatte sie keine Gefahr für Leib und Leben zu befürchten, aber sie galt mit ihrer Haltung während der Corona-Zeiten als Aussätzige.

Es ist kein Protest, wenn man für etwas demonstriert, wofür man den ganzen Staatsapparat hinter sich hat. Und schon gar nicht steht man damit in irgendeiner wie auch immer gearteten Nähe zu jemandem, der wusste, dass er für seinen Widerstand sein Leben lassen muss. Wer heute derart unkritisch dem Zeitgeist hinterherhechelt, hätte sich damals nicht auf der Seite des Widerstands befunden, sondern auf der Seite derjenigen, die brav das Ärmchen gehoben haben.

Dass sowohl Jana aus Kassel als auch die heutigen Demonstranten einen abstrusen Vergleich ziehen, liegt auf der Hand. Dass der eine dafür (zu Recht) verlacht wird und der andere nicht, zeigt indes, wie gratismutig dieser heutige «Protest» ist, für den man nicht einmal etwas zu befürchten hat, wenn man sich wie der grösste Vollidiot in unmittelbarer Nachfolge der NS-Widerstandskämpfer verortet.

«Ich würde mit jedem reden»

Martin Sellner heisst die rechte Reizfigur beim angeblichen «Geheimtreffen» mit der AfD. Wer ist der Mann, der die deutsche Politik an den Rand eines Nervenzusammenbruchs bringt? Wir haben mit ihm gesprochen. Er sieht sich als eine Art Greenpeace für Konservative.

Philipp Gut

Deutschland ist in Aufruhr. Nach dem Aufstand der Bauern und der Traktoren gegen die links-grüne Bundesregierung schlägt nun das Pendel in die andere Richtung – im ganzen Land demonstrieren die Massen gegen «rechts». Im Visier haben die Demonstranten die Oppositionspartei Alternative für Deutschland (AfD), die gemäss Umfragen stark zulegt und bei den kommenden Landtagswahlen im Osten zur ersten politischen Kraft werden könnte. Anlass für die Aufregung

Was meint er mit «Remigration» – einem Begriff, der zum «Unwort» des Jahres 2023 gekürt wurde?

ist ein angebliches «Geheimtreffen» in Potsdam zwischen AfD-Vertretern und Martin Sellner, dem ehemaligen Sprecher der Identitären Bewegung Österreich.

Medien und Politiker überbieten sich seither in historischen Schreckensvergleichen, schrillen Warnrufen und Untergangsszenarien. Das Treffen in Potsdam wird allen Ernstes mit der Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942 verglichen, an der die Nationalsozialisten den millionenfachen Massenmord an der jüdischen Bevölkerung Europas organisierten. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (SPD) verstieg sich in einer Videobotschaft zur Aussage, die Demonstranten verteidigten die Republik und das Grundgesetz gegen ihre «Feinde». Es brauche jetzt «ein Bündnis aller Demokratinnen und Demokraten», auf dem Spiel stehe «die Zukunft unserer Demokratie».

Es rumpelt in der AfD

Wer also ist Martin Sellner? Wer ist dieser Mann aus Wien, der die deutsche Politik mit seinen Thesen an den Rand eines Nervenzusammenbruchs bringt? Was meint er mit «Remigration» – einem Begriff, der soeben zum «Unwort» des Jahres 2023 gekürt wurde?

Ich habe mit Sellner gesprochen und ihn letzte Woche auch in meinen «Polit-Talk» auf Hoch-2-TV eingeladen, um aus erster Hand zu



«Giftiges böses Tier»: Philosoph und Aktivist Sellner.

erfahren, was in Potsdam gelaufen ist, wie er denkt, was er vorhat. Der 35-Jährige, der einen Bachelor-Abschluss in Philosophie vorzuweisen hat und sich selbst als «Autor und Aktivist» bezeichnet, hat sofort zugesagt. Sei es doch selten, dass Journalisten mit ihm redeten – statt nur über ihn.

Der Darstellung der Mainstream-Medien widerspricht Sellner vehement: Der Austausch von «Ideen» in Potsdam sei nicht geheim, sondern privat gewesen. Das Framing als «Geheimtreffen» sei «lächerlich», insbesondere, da er auch schon zuvor öffentlich mit AfD-Vertretern über «Remigration» gesprochen habe. Man missbrauche ihn jetzt als «eine Art Billardkugel, die man in die AfD hineinschiessen will». Teilweise, so muss man feststellen, mit Erfolg: In der AfD rumpelt es schon hörbar.

Groteske Diabolisierung

Ziel seines Aktivismus und seiner Bücher sei es, eine «seriöse Debatte» zu starten, sagt Sellner. In Potsdam, wo neben ihm auch andere Referenten auftraten, sprach er vor allem über sein jüngstes Buch, «Regime Change von rechts», eine Analyse von Bürgerrechtsbewegungen aus Vergangenheit und Gegenwart mit dem Ziel, Lektionen für «Patrioten» von heute herauszudestillieren.

«Am Rande» sei es in Potsdam auch um «Remigration» gegangen, wie der eigentlich harmlose, aber neuerdings als toxisch gehandelte Begriff lautet. Es sei schlicht «gelogen», dass man sich dabei abgesprochen und auf bindende politische Pläne geeinigt habe. Wie denn auch, wenn gar keine Amtsinhaber und Entscheidungsträger am Tisch sassen? «Erst recht gelogen» sei, wie das kolportiert wurde, dass von «Deportation» und der Vertreibung von «Staatsbürgern» die Rede gewesen sei.

«Remigration», kontert Sellner, sei nicht das Unwort, sondern eigentlich das «Wort des Jahres», das zeige auch die Tradition dieser Unwörter, die eine Geschichte der Regierungs- und Globalisierungskritik offenlege. Er definiert die Remigration als «Rückkehr von Migran-

Sellner klingt fast wie Steinmeier, wenn er sagt, es gehe ihm um eine «Wiederherstellung der Demokratie».

ten an den Ausgangspunkt der Migration», also als «Minus-Migration», ein Vorgang, der ständig stattfindet. Erreichen will er dies durch eine «Umkehr der Push- und Pull-Faktoren» oder eine Asylgesetzrevision, damit der «Überfremdungsdruck» nachlasse. Dabei betont er, die Remigration müsse «massgeschneidert», «mit Augenmass» und «gerecht» sein – kein pauschales «Alle müssen raus».

Neben Problemen wie Kriminalität und Gewalt sowie den Kosten der unqualifizierten

Zuwanderung sieht Sellner die grösste Gefahr für die Einwanderungsländer in der nicht-europäischen muslimischen Migration – sie mache es wahrscheinlich, dass irgendwann die Demografie die Demokratie überwältige. Auf diesem Weg, so befürchtet er, könnte dann auf demokratischem Weg auch bei uns die Scharia eingeführt werden.

Vor diesem Hintergrund laute die grosse Frage, die auch seine grosse Sorge sei: «Wie soll Assimilation, Integration funktionieren, wenn es keine einheimische Mehrheitsgesellschaft mehr gibt?» Statt Import von unqualifizierten Arbeitskräften fordert Sellner eine «Willkommenskultur für die eigenen Kinder», etwa durch Familienförderung.

Den Einwand, es gebe doch auch eine gute, eine nützliche Zuwanderung, bejaht Sellner. Er zitiert eine Studie aus den Niederlanden, die berechnet hat, dass beispielsweise amerikanische Einwanderer einen Nettogewinn brächten, während ein durchschnittlicher Asylant den Staatshaushalt belaste. Er sei darum auch nicht generell gegen Zuwanderung. Diese müsse aber «dem Volk dienen» und dürfe nicht negativ zu Buche schlagen.

Einschub: Als Schweizer Beobachter ist es interessant, zu sehen, mit welcher unterschiedlichen Ellen in dieser Debatte gemessen wird. Hat nicht SPD-Kanzler Olaf Scholz erst im letzten Oktober gefordert: «Wir müssen endlich im grossen Stil diejenigen abschieben, die kein Recht haben, in Deutschland zu bleiben»? Hat nicht seine Vorgängerin Angela Merkel (CDU) Anfang 2017 eine «nationale Kraftanstrengung» bei der Abschiebung abgelehnter Asylbewerber verlangt, um die desolate Sicherheitslage in Deutschland zu verbessern?

Inspiration bei linken Denkern

Der Eindruck verfestigt sich: Wenn das politische Establishment abschiebt, ausschafft, rückschafft, ist alles kein Problem. Aber wehe, ein Martin Sellner oder die AfD fordern dasselbe: Dann steht die Menschlichkeit auf dem Spiel, dann gehen Demokratie und Rechtsstaat unter. Ein intelligenter junger Mann wie Sellner, der durchaus seine Jugendsünden haben mag, wird dann ein «ganz giftiges böses Tier, das man durch zwei Glaswände hindurch betrachten muss». Mit Blick auf die jüngsten Protestwellen in Deutschland bleibt es erstaunlich, dass eine solch grotesk überhöhte Diabolisierung der «Rechten» überhaupt und immer noch funktioniert.

Sellner selbst gibt sich bescheiden. Die Zuschreibung als rechter «Vordenker» sei vielleicht etwas zu hoch gegriffen. Lieber sieht er sich als Aktivist der «Neuen Rechten», seiner Ansicht nach der «interessantesten, spannendsten, zukunftsweisendsten Denkströmung in Europa». Er ist jedenfalls überzeugt: Die Idee einer Remigration lasse sich nicht aufhalten, die schwei-



gende Mehrheit wolle sie. Auch wenn derzeit in Deutschland eher der gegenteilige Eindruck entsteht.

Die geheimnisumwitterten, skandalisierten Identitären – «eine aktivistische, patriotische Jugendbewegung für unsere Heimat und Identität und gegen den menschengemachten Bevölkerungswandel» – sieht er dabei als eine Art Katalysator, der politische Parteien inspirieren könne, ähnlich, wie das etwa Greenpeace für die Grünen tue.

Dieser Vergleich ist typisch für Sellner: Er liest Heidegger, Nietzsche, Spengler, Aristoteles und Rilke, lässt sich aber auch gerne von kommunistischen Denkern wie Karl Marx, Antonio Gramsci oder Louis Althusser befruchten. Denn von den Linken lernen heisse in vielen Fällen siegen lernen. Davon zeugt auch sein erwähntes jüngstes Buch, in dem es wesentlich um zivilen Ungehorsam sowie «demokratische friedliche Techniken» geht, um die «Macht der Globalisten» zu brechen. So könnte tatsächlich auch eine linke globalisierungskritische Organisation wie Attac tönen.

Am Ende klingt das «giftige böse Tier» namens Sellner sogar fast wie ein Steinmeier, wenn er sagt, es gehe ihm um eine «Wiederherstellung der Demokratie». Allerdings sieht er diese nicht durch eine Trendwende in der Migrationspolitik bedroht, sondern durch die zunehmenden «Denk- und Sprechverbote», die eine nüchterne, seriöse Debatte über zentrale Probleme verunmöglichen. Sagt's und fügt wie als Tatbeweis an: «Ich würde mit jedem reden.»

Die zwei von der Geldquelle

635 567 Franken erhielten ein Marketingmann und sein Kompagnon vom Bund zur Gründung von Hotelkooperationen. Ausser einem Fiasko kam nichts dabei heraus.

Karl Wild

Fiorenzo Fässler ist Inhaber der auf Hotellerie und Tourismus spezialisierten Zürcher Marketingagentur Smarket AG, der neben ihm noch eine Tourismusfachfrau angehört. Für den Aufbau seiner jüngsten Hotelkooperation, «Alpen- und Berghotels», erhielt er vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) eine Finanzhilfe von 149 050 Franken. Ganze fünfzehn Hotels liessen sich von Fässlers Idee begeistern und zahlen dafür jährlich zwischen 500 und 900 Franken. Das Projekt dümpelt vor sich hin; ausser einer rudimentär gemachten Website existiert nichts. Dass das «Grandhotel Giessbach», das Aushängeschild des Grüppchens, per Ende 2023 ausgetreten ist, passt ins Bild. Andere Hotels überlegen sich diesen Schritt.

Wüste Szenen

Mehr Geld hatte der in der Branche als Wirbelwind bekannte Fässler vom Seco zuvor für den Aufbau der «Selfness- und Genuss-hotels» erhalten: Satte 250 834 Franken sollten die Kooperation auf Flughöhe bringen. Dummerweise hatte keiner auf so etwas gewartet. Ganze sieben Betriebe wurden Mitglieder, zahlten dafür 5000 Franken pro Jahr – und lösten die überflüssige Vereinigung im vergangenen Jahr wieder auf.

Die erste Hotelkooperation, die Fässler über seine Smarket AG mitgründete, war der Zusammenschluss der «Best 3 Star Hotels». Sie wurde vom Seco mit 235 683 Franken unterstützt. Diese machte Sinn und lebte vor allem vom engagierten Präsidenten Michel Wichman und einem starken Vorstand. Wichman führt seit zehn Jahren das «Spitzhorn» in Saanen bei Gstaad, das regelmässig als bestes Dreistern-

hotel im Land ausgezeichnet wird. Die Kooperation zählte rasch gegen dreissig Mitglieder, die, abgestuft nach Grösse, bis 6000 Franken Jahresbeitrag bezahlten. Doch statt einer rosigen Zukunft näherte sich schleichend ein Chaos, das für Fässler im totalen Fiasko endete.

Es begann damit, dass der Vorstand einen Revisor damit beauftragte, dem Buchhalter, einem Freund Fässlers, auf die Finger zu schauen. Nachdem Unregelmässigkeiten festgestellt worden waren, kam es zu wüsten Szenen. Schliesslich hielt die Anwaltskanzlei Schellenberg Wittmer fest, dass Fässler 118 580.35 Franken zu Unrecht bezogen habe, und wies darauf hin, dass dessen Smarket längst überschuldet war. Fässler wurde als Geschäftsführer der «Best 3 Star Hotels» per sofort entlassen, sein Bruder, Mitaktionär der Smarket, trat umgehend aus der Firma aus, es wurde ein Tilgungsplan erstellt.

Weil kein Geld mehr zu holen war, einigte man sich darauf, dass Fässler die knapp 120 000 Franken während zweier Jahre «abarbeiten» musste. Die letzten 25 000 Franken erliess man ihm dann. Wichman hatte dafür plädiert, Fässler anzuzeigen, doch die Mehrheit der Mitglieder fürchtete um das Image des Vereins. Um nach der traurigen Ära Fässler einen Neustart einzuleiten, trat der Vorstand geschlossen zurück. Auch der Name wurde geändert. Die «Best 3 Star Hotels» heissen seit dem vergangenen Jahr «Top 3 Star Hotels».

Mittendrin im Schlamassel um die besten Dreisternhotels war mit Hans R. Amrein eine weitere bunte Branchenfigur. Für die Begutachtung aufnahmewilliger Hotels erhielt Amrein von seinem Freund und Geschäftspartner Fässler insgesamt über 10 000 Franken plus Spesen – bei gratis Übernachtung und Mahlzeiten. Das sorgte für Unmut, weil viele der Häuser von Hotelleriesuisse als «superior» eingestuft sind und Zusatztests komplett überflüssig waren. Journalist Amrein war im Mandatsverhältnis mehrere Jahre für die Fachzeitschrift *Hotelier* verantwortlich. «Herausgeber», wie er sich gern nannte, war er hingegen nie. Bemerkenswert ist, dass er als Wohnsitz längere Zeit den

oberitalienischen Flecken Oggebbio angab. Bei der dortigen Einwohnerkontrolle kannte man ihn aber ebenso wenig wie unter der angegebenen Adresse.

Hochstapelei und klingende Namen

Nicht minder interessant liest sich sein Lebenslauf, den er bei jeder Gelegenheit ins Internet stellte. Amrein gibt an, Musikwissenschaften, Publizistik und Geschichte studiert und in Bern und London als Dr. phil. promoviert zu haben. Für die deutschen Verlage Burda und Merkur sei er ebenso als Chefredaktor und Projektentwickler tätig gewesen wie für Ringier Schweiz und einige mehr. Richtig ist: Amrein hat nie studiert und schon gar nicht doktoriert. Bei

Nachdem Unregelmässigkeiten festgestellt worden waren, kam es zu wüsten Szenen.

Burda und Merkur ist er unbekannt, Ringier räumt ein, Amrein könnte als Freelancer theoretisch mal etwas geschrieben haben. Seit die Hochstapelei im vergangenen Jahr aufgefliegen ist, lässt Amrein den Dokortitel weg, ist nicht mehr Dozent an der Hotelfachschule Lausanne und hat anderes zumindest abgeschwächt.

Fässler und Amrein gründeten schon zu ihren Zeiten bei den Hotelkooperationen das Internetportal *Hotelinside.ch*. Weil sich mit einem Nischenportal kein Geld verdienen lässt, holten sie bekannte Namen an Bord: André Witschi etwa, den Präsidenten des Stiftungsrats der Hotelfachschule Lausanne. Oder Christian Laesser, Professor für Tourismus an der Universität St. Gallen. Gemeinsam haben sie jüngst eine «Denkfabrik» und einen «Club» gegründet. Alle, die mit der Hotellerie zu tun haben, sollen davon profitieren. Explizit auch Investoren. Die sind nämlich besonders interessant, seit vom Seco nichts mehr fliesst.

Karl Wild ist Wirtschaftsjournalist, Buchautor und seit 2022 Co-Chefredaktor des Magazins *Hotelier*.

Weltwoche Nr. 04.24
Bild: Sashkin/Adobe Stock



Hosenlose Frechheit

Du trägst, was du denkst.

Beim No-Pants-Look ist die Stilfrage eher philosophisch.

Dominique Feusi

Weder Rock noch Hose: Immer mehr Stars setzen auf den gewagten No-Pants-Trend», weiss die *Vogue*. Und, Achtung: «Kendall Jenner ist wohl Fan vom kontroversen No-Pants-Trend, denn das Model wurde schon mehrfach ohne Hose gesichtet.» Skandal! «Nicht bei uns!», ist man geneigt zu sagen. Oh doch, denn auch bei *NZZ Bellevue* nehmen die hosenlosen Sightungen zu: «Trend zur Hosenlosigkeit: Wie junge Modepionierinnen die Lücke in der Garderobe zum Gewinn machen.»

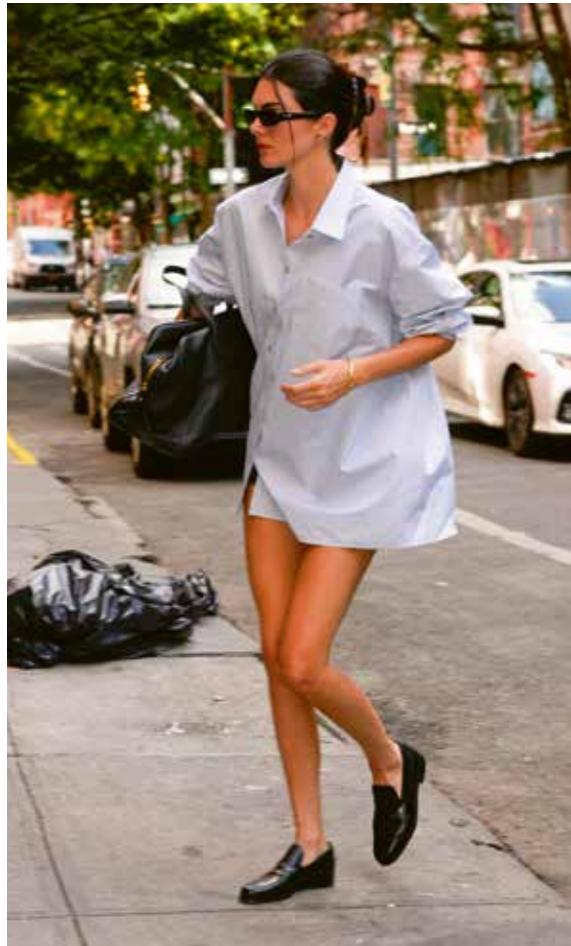
Nun gut, immer langsam mit den jungen Pferden, der «Trend zur Hosenlosigkeit» ist ein alter Hut, schliesslich ist Mode ein Zyklus, der sich alle zwanzig Jahre wiederholt. Nur die Chose ohne Hose, die sah man bis anhin einfach nicht. Sie lief im, nun ja, Untergrund.

Risiko Hausverbot

«Zieh mal Hosen an!», sagte der Mann in der «Olé Olé Bar». Das war vor zehn Jahren, der Mann war der Samichlaus, und ich hatte ihm die Rüge gesteckt, denn er sagte es zu meiner genialen Freundin, der E., Zürcher Gastronomin und definitiv «Fan vom kontroversen No-Pants-Trend, denn das Model wurde schon mehrfach ohne Hose gesichtet». Ja, «Model», nicht «alte Modepionierin», hallo, ich riskiere hier bereits Hausverbot in zig Zürcher Restaurationsbetrieben.

Jedenfalls trägt die E. oft nix als ein grosses Hemd. «Zieh mal Hosen an! Das ist kein Kleid!», sage ich dann. «Wer sagt das?», fragt sie dann. «Dior!», sage ich. Und die E. retourniert: «Das ist mir total egal!»

Es ist natürlich Neckerei, denn die «Hosenlosigkeit» mit übergrossen Oberteilen, als hätte man einem Mann die Kleider geklaut – ja, das dürfen Sie als heterosexuell gelesener Mann noch, sich die Kleider klauen lassen –, sei es nun Hemd, Blazer oder Pullover, schaut spitze aus. Man kennt es aus dem Film, sie trägt am Morgen danach sein Hemd, huh, süss! Und die



Vergolden wir die Slips! Kendall Jenner ohne Hose.

Stilfrage ist hier eher philosophisch: Weiss das Hemd, dass es kein Hemdkleid ist? Wo hört der Mikro-Rock auf, und wo fängt der Gürtel an?

Ja, das dürfen Sie als heterosexuell gelesener Mann noch, sich die Kleider klauen lassen.

Und wann identifiziert sich der Blazer als Kleid? Bescheid weiss nur die Trägerin: Du trägst, was du denkst.

Und wie du es den anderen verkaufst: «Nein, das sind keine Unterhosen, das sind Micro-

pants!» – «Wer sagt das?» – «Miuccia Prada!» Denn der No-Pants-Trend hatte ein Problem: Mit «einer Lücke in der Garderobe» macht man keinen Gewinn. «2023 beliefen sich die weltweiten Umsätze mit Bekleidung auf rund 1,63 Billionen Euro», sagt Statista, das fährt man nicht mit Weglassen ein. Wie löst man das fix? *Yeah*, vergolden wir die Slips!

Fertig Mauerblümchen

Kein Witz, *Gamechanger* war ein goldener Miu-Miu-Glitzerslip zu, aufgepasst: 4400 Franken! Und das Internet ist durchgedreht. Denn wie können auch die anderen meine teuren Unterhosen sehen? Die Lösung: Indem man sie über den Strumpfhosen trägt! Revolution, die Unterhose ist raus aus dem Untergrund.

Fertig Mauerblümchen, der befreite Slip ist in den Herbst/Winter-2023/24-Kollektionen der Star, es gibt ihn auch bei Vivienne Westwood, Ferragamo, Bottega Veneta, Valentino, Alaïa, Missoni, Marni, Christian Dior et cetera, und natürlich hängt er längst bei Zara und anderen Schnellkopierern. Somit steht fest: Wir werden ihn 2024 nicht verlieren.

Freundinnen des Looks sind Taylor Swift, Bella Hadid, Gisele Bündchen oder Chrissy Teigen. Die hat sich neulich im Restaurant nur in Unterhosen allerdings kaum mehr aus der Toilette getraut.

Und natürlich braucht niemand 4400 Franken teure Micropants; Tipp für den Sparfuchs: «So einfach stylt ihr den angesagten Look», lernt man bei Pro Sieben: «Anstatt den Slip unter der Strumpfhose zu tragen, tragt ihr ihn darüber!» Naaa, ich weiss nicht so ganz.

Aber ich freu mich drauf! Stellen Sie sich vor, Sie sitzen im Restaurant, und aus der Toilette kommt eine Frau, die nur Unterhosen trägt! Heissa, da weiss man doch mal wieder, was miteinander reden!

Fest steht, der Slip hat gerade sein Coming-out. Die Frage ist, ob sich jemand in Ihrem Umfeld traut.



Spiegel der europäischen Seele: Leonardo DiCaprio in der Verfilmung von F. Scott Fitzgeralds Roman «Der grosse Gatsby».

Danke, Amerika

Die Freiheiten, die wir heute in Europa geniessen, verdanken wir dem Schutzschild der USA. Mit den Freunden jenseits des Atlantiks verbindet uns eine Schicksalsgemeinschaft.

Alexander Grau

Antiamerikanismus geht immer. Denn kaum etwas eint das gesunde Volksempfinden von links bis rechts ausser so sehr wie das Ressentiment gegenüber «dem Ami». Weshalb, ist offensichtlich: Für sozialistisch oder links fühlende Menschen sind die USA der Hort von Kapitalismus, sozialer Kälte, Ausbeutung und Imperialismus. Für Konservative oder Rechte stehen die Vereinigten Staaten für Massengesellschaft, kulturelle Verflachung, für Künstlichkeit und Entwurzelung.

Das war nicht immer so. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg kannte die Bewunderung für die Amerikaner keine Grenzen. Allenfalls ein paar Ewiggestrige grummelten über das angeblich kulturlose Volk von der anderen Seite des Atlantiks, das die Kulturvölker Europas mit Kaugummi, Jeans und barbarischer Musik in die Unkultur führe.

Selbst Linke gaben sich kurz nach dem Krieg amerikafreundlich. Starintellektuelle wie

Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir liessen sich von den USA begeistern. Man war fasziniert von den amerikanischen Grossstädten, dem Nachtleben, den Bars, der Kultur, von Moderne und Fortschritt. Man bewunderte amerikanische Autoren wie Ernest Hemingway, John Steinbeck und Norman Mailer. Man war hingerissen vom amerikanischen Kino und feierte zu amerikanischer Jazzmusik. Nelson Algren und die Beauvoir wurden für einige Jahre sogar ein Paar.

Reich des Friedens

Doch dieser europäisch-amerikanische Honeymoon hielt nicht lange. Mit zunehmender Verhärtung des Kalten Krieges schlugen sich westeuropäische Intellektuelle vermehrt auf die Seite der Sowjetunion. Dort herrschte zwar der Massenmörder Stalin, doch in ihrer ideologischen Verblendung wähten viele Linke in der Sowjetunion das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und Humanität.

Dennoch blieb das Verhältnis der westeuropäischen Intelligenzija zu den USA zwiespältig. Die Autoren der Beat-Generation wurden, wie Allen Ginsberg oder Jack Kerouac, zu Idolen, ebenso Künstler wie Jackson Pollock oder Robert Rauschenberg. Und zumindest die jungen europäischen Intellektuellen begeisterten sich für das Emanzipationsversprechen der aufkommenden Popmusik.

Diese Ambivalenz hielt sich bis weit in die 68er Bewegung und ihre Nachwehen in den siebziger Jahren. Einerseits meinte man in den USA den Feind schlechthin zu erkennen, das Land von Kapitalismus, Ausbeutung und Imperialismus. Zugleich konsumierte man mit Hingabe die Alltagskultur der USA, trug Jeans, T-Shirts und Turnschuhe und pinnte die Poster amerikanischer Popstars an die Wände der Wohngemeinschaften. Auf den Anti-Vietnamkriegs-Demos skandierte man «USA, SA, SS!» und bezog sein Lebensgefühl zugleich aus «Easy Rider» und von den Doors.

Das funktionierte auch deshalb, weil in den USA selbst in den sechziger Jahren eine Bürgerrechtsbewegung entstanden war, die die offensichtlichen Ungerechtigkeiten der amerikanischen Gesellschaft anprangerte, vor allem den allgegenwärtigen Rassismus und den Krieg in Vietnam.

In der Folge politisierte sich die eben entstandene Popkultur. Die rebellische Pose des frühen Rock 'n' Rolls war der Treiber dafür. Popstars sangen gegen Krieg und Diskriminierungen an.

Eine Unterscheidung zwischen amerikanischer und europäischer Kultur ist kompletter Unsinn.

Und es entstand eine Konsumgüterindustrie, die die Insignien des Widerstandes in Form von Schallplatten und Mode jugendlichen Käufer-schichten zur Verfügung stellte. Antikapitalismus wurde massentauglich und konsumierbar.

Was sich innerhalb der USA als interne Gesellschaftskritik formiert hatte, bekam in Europa sehr schnell einen antiamerikanischen Unterton. Aus der Heldennation der späten vierziger Jahre wurde der Buhmann. Dabei verschränkte sich der traditionelle Antiamerikanismus problemlos mit dem neuen Antiamerikanismus der Linken, der Studentenbewegung und der Friedensdemos.

Der offensichtliche Widerspruch, dass man seine Ressentiments gegen die USA mit Hilfe amerikanischer Populärkultur artikulierte, störte dabei niemand. Im Gegenteil, er erwies sich als Feigenblatt, um die eigenen antiamerikanischen Vorbehalte zu verschleiern. Wie konnte man Antiamerikaner sein, wenn man mit Bruce Springsteen «Born in the USA» grölzte?

Beatniks, Woodstock, Bob Dylan

In Europa etablierte sich so eine sich progressiv gebende Amerikafeindlichkeit, die ihre tiefe Abneigung gegen die amerikanischen Werte, gegen Freiheit, Autonomie und Selbstverantwortung, hinter dem Konsum amerikanischer Populärkultur versteckte. Befeuert wurde dieser gesellschaftlich akzeptierte Antiamerikanismus in den achtziger Jahren durch Ronald Reagans Rüstungspolitik, später durch die beiden Irakkriege von Vater und Sohn Bush («Kein Blut für Öl»).

Insbesondere die Neokonservativen um den jungen Bush betrieben eine geradezu religiös aufgeladene Missionierungspolitik. Westlicher Liberalismus, Demokratie und Kapitalismus sollten aktiv, zur Not auch mit *regime change*, in der Welt installiert werden, um so die letzten Nester zu beseitigen, die sich dem amerikanischen Gesellschaftsmodell widersetzen.

Sahen viele Konservative noch mit einem gewissen Wohlwollen, wie sich die USA in der Folge von 9/11 dem militanten Islam entgegenstellten, so etablierte sich in den 2010er Jahren

eine Form des Antiamerikanismus, die man eigentlich schon ausgestorben wähnte: der Antiamerikanismus von rechts.

Band über Jahrzehnte der Antikommunismus europäische Konservative ideologisch an die USA, so setzte der Zusammenbruch des Ostblocks offensichtlich vorhandene Ressentiments gegenüber «dem Ami» frei. Neu an dieser Renaissance eines nationalkonservativen Antiamerikanismus ist, dass er im Namen eines Antiglobalismus nicht nur einen politischen, sondern auch einen kulturellen Antiamerikanismus forciert. Das immerhin hatte die Linke, geprägt von den Beatniks, von Woodstock und Bob Dylan, stets abgelehnt. Dass diese kaum noch verhüllte Amerikafeindlichkeit seitens einiger Konservativer zu allem Überfluss auch noch mit einer gewissen Bewunderung für das autoritäre und explizit antiwestliche Regime eines Wladimir Putin einhergeht, zeigt, wie gedanklich dünn und von Ressentiments geprägt in diesen Kreisen mitunter gedacht wird.

Unsere Abgründe, unsere Träume

Das Ergebnis ist eine Art antiamerikanische Querfront, getrieben durch globalisierungskritische und postkolonialistische Neulinke, traditionelle Konsumkritiker und Klimaretter und konservative bis rechte Antiglobalisten.

Diese Entwicklung der letzten Jahre ist ebenso absurd wie gefährlich. Absurd ist sie zunächst, weil eine Unterscheidung zwischen amerikanischer und europäischer Kultur kompletter Unsinn ist. Beide Kulturen sind so eng miteinander verflochten, die wechselseitigen Prägungen in bildender Kunst, Literatur und Musik sind so intensiv, dass es unseriös wäre, so zu tun, als sei die amerikanische Kultur aus europäischer Sicht vollkommen fremd und andersartig. Kein Pollock ohne die deutschen Expressionisten, keine Pop-Art ohne Marcel Duchamp, kein moderner europäischer Roman ohne F. Scott Fitzgerald oder William Faulkner.

Vor allem aber – und das ist viel entscheidender – sind die USA ein Laboratorium europäischer Ideen und Werte und umgekehrt. In den USA konnten sich die Ideen eines fundamentalistischen Protestantismus ebenso frei entfalten wie die einer konsequenten Aufklärung und eines konsequenten Individualismus und Liberalis-



mus – frei von jahrhundertealten Traditionen, Institutionen, Hierarchien und Ritualen.

In der amerikanischen Realität ergibt sich daraus eine für Europäer manchmal irritierende Mischung aus religiöser Orthodoxie, säkularem Moralismus, oberflächlichem Konsumismus und einem Faible für grelle Inszenierungen. All das wirkt mitunter befremdlich, insbesondere wenn es auch noch in die Politik getragen wird und amerikanische Politiker unter blauweissrotem Konfettiregen von der Gottesauswahltheit Amerikas fabulieren.

Doch seien wir ehrlich: Die USA sind nichts anderes als der Spiegel der europäischen Seele. Wenn wir die USA betrachten, schauen wir uns selbst an, in unsere Abgründe, unsere Träume und Hoffnungen. Wir sehen unsere hässlichen Seiten, unsere Abwege und Irrungen, aber auch das Beste, was die europäische Kultur hervorgebracht hat: die Idee des Individuums, der Freiheit, der Selbstverwirklichung, der Selbstverantwortung, des Kampfes gegen Etatismus und Autoritarismus.

Europa und die USA sind eine Schicksalsgemeinschaft. Fällt der eine, wird der andere allein nicht überdauern. Auch die USA nicht. Für den Rest der Welt sind wir ohnehin eine Einheit – der Westen. Wer die USA hasst, hasst auch uns, unsere europäischen Ideale und Werte. Die Verächter der Freiheit – egal, ob sie einem

Für den Rest der Welt sind wir ohnehin eine Einheit – der Westen. Wer die USA hasst, hasst auch uns.

chinesisch-nationalistischen Staatskapitalismus huldigen, einem russischen Retro-Imperialismus oder einem konservativen Islam – wissen das ohnehin. Für sie ist der Westen an sich der Feind und Amerika lediglich seine exponierteste und wehrhafteste Macht.

Tödlicher Fehler

Wer allen Ernstes glaubt, er könne in der Schweiz, in Deutschland oder in Europa friedlich in Wohlstand und Freiheit leben, aber einem unverblühten Antiamerikanismus huldigen, begeht einen tödlichen Fehler. Denn unser gesamter Lebensstil, alles, was uns lieb und teuer ist, was wir jeden Tag geniessen und nicht missen wollen, wird – wenn es hart auf hart kommt – durch die USA verteidigt. Sie allein und nicht Europa sind in letzter Konsequenz in der Lage, unsere Freiheit, unseren Lebensstil zu schützen.

Letztlich ist es der mächtige Schutzschild der USA, dem wir all das verdanken, was wir in Europa selbstverständlich geniessen. Mit etwas Pathos formuliert: Ohne den Einsatz des US-Marines aus Iowa wäre unsere Freiheit in Europa das Papier nicht wert, auf dem sie täglich beschworen wird.

Unter Ausschluss der Wirklichkeit

Caren Miosga modelt Deutschlands wichtigste Talkshow zur WG der Republik um. Die Bürger müssen leider draussen bleiben.

Claus Strunz

Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz im TV, eine leidvolle Erfahrung, fast schon eine Prophezeiung: Wenn man nach zehn Sendungen eines neuen Formats zurückblickt, war die erste fast nie die beste. Caren Miosga hat gute Chancen, diese Regel zu bestätigen. Die 54-jährige Journalistin – erfahren, kompetent, roter Teppich nur, wenn es Sinn hat, also bei Charity oder Preisverleihungen – hat eine Premiere hingelegt, mit der sie sich am heiligen Sonntagabend, dem wichtigsten Talkshow-Termin der Woche, sehen lassen kann. Aber auch eine, die gezeigt hat, wie schmal der Grat zwischen Seriosität und Langeweile ist. Und wie gut und professionell Maischberger, Lanz und Illner sind, die das Land und seine Bürger während der Woche besprechen.

Fehlen nur Tee und Räucherstäbchen

An konzeptionellem Mut mangelt es Miosga nicht. Sie beginnt mit der Königinnen-Disziplin, dem Einzelgespräch. Das ist bisher die Domäne von Maischberger. Niemand macht das besser, mit ehrlichem Erkenntnisinteresse und echter oder manchmal auch nur gut gespielter Empathie. Sie kreierte regelmässig Momente, über die danach ganz Deutschland spricht. Wirtschaftsminister Robert Habeck scheiterte bei ihr grandios, als er versuchte, zu erklären, was eine Insolvenz ist. Andere liefern verlässlich über-

raschende Einblicke in ihr Tun oder richtungsweisende Nachrichten für den Politikbetrieb der nächsten Tage. Maischberger ist eine Virtuosa, wenn es darum geht, Seriosität und gehobene Unterhaltung zu einem journalistischen Gesamtkunstwerk zu vereinen.

Miosgas Entscheidung, gleich zu Beginn ein Maischberger-Solo anzustimmen, zeugt von einem gesunden Selbstbewusstsein. Das ist allerdings auch schon das Beste, was man über ihr Interview mit dem CDU-Chef und Möchte-gerne-will-es-aber-noch-nicht-sagen-Kanzlerkandidat Friedrich Merz berichten kann. Er sagte einfach gar nichts, was irgendwie interessant oder gar wichtig gewesen wäre. Er sagte, was er immer so sagt, wenn er nichts Neues sagen will. Er wurde nicht inhaltlich gestellt, nicht in Erklärungsnot gebracht, nicht hart konfrontiert. Das alles hätten die frühere (und dienstälteste!), überaus Interview-erprobte «Tagesthemen»-Sprecherin und ihre Redaktion aber eigentlich im Repertoire. Warum haben sie es nicht herausgeholt? Mögliche Antwort: Premieren-Tod durch zu viel Höflichkeit! Im Schnitt 4,4 Millionen Zuschauer, eine Rekordkulisse, hätten etwas mehr verdient.

Wir stellen uns kurz vor: Donald Trump wäre zum Auftakt zu Gast gewesen – und Miosga hätte ihn nach allen Regeln journalistischer Kunst filetiert. Wie viele der 7,5 Millionen Zuschauer, die

die letzten Szenen des «Tatorts» gesehen haben, wären wohl bei Miosga dabeigeblichen, anstatt vor Beginn oder während der Sendung wegzuschalten, wie es 3,6 Millionen Menschen getan haben? Oder der AfD-Rechts-Draussen Björn Höcke wäre mit sauberem Scheitel angetreten – und komplett zerzaust nach Thüringen zurückgetaumelt. Oder Greta Thunberg wäre auf dem Fahrrad aus Schweden ins Berliner Studio gekommen und hätte freimütig über ihre «Free Palestine»-Mädelsabende mit Luisa Neubauer

Man stelle sich vor, Greta Thunberg wäre auf dem Fahrrad aus Schweden ins Berliner Studio gekommen.

und bunten Plüsch-Kraken geplaudert und sich damit live im Fernsehen endgültig als linke Antisemitin enttarnt. Das alles kann Miosga leisten, das Potenzial dafür hat sie, und das Format hat die Kraft. Jetzt muss sie beides nur noch Woche für Woche abrufen. Das beginnt genau da, wo der nichts-sagende Merz-Talk aufgehört hat. Kommen Sonntag, so gerüchtelte es Anfang der Woche durch die Redaktionsflure, soll der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj zu Gast sein. Neuer Talk, neues Glück.

Nach dem Solo ging es in eine Runde mit zwei weiteren Gästen. Eine schlaue Journalistin, ein erfahrener Experte, und Merz war natürlich auch noch da. Vollkommenes business as usual. Jedes Bürgergespräch im Sauerland ist anstrengender für ihn. Niemand sagt irgendetwas wirklich Konfrontatives, alle haben irgendwie Verständnis füreinander. Wie bei Illner wird am fast runden Tisch gesessen, aber das ganze Bühnenbild sieht nicht so sehr nach Fernsehstudio aus, sondern wirkt mehr wie der Küchentisch zu Hause. Dadurch entsteht eine heimelige, vertraute Atmosphäre, die aber eher das Miteinander stützt, anstatt das Gegeneinander zu stimulieren. Miteinander vergewissert man sich seiner Positionen, gleicht ab, entgegnet – wenn überhaupt – sanft. Man bleibt ganz unter und bei sich.

Während draussen das Land auseinanderzufallen droht, macht es sich das Medien-, Uni-



Bitte nicht stören: Moderatorin Miosga, Gesprächspartner Merz.

versitäts- und Politik-Establishment drinnen in der heimeligen Küche unter Ausschluss der Wirklichkeit so richtig schön muckelig. Fehlen eigentlich nur noch Tee, Räucherstäbchen und schwerer Rotwein – und fertig ist die Wohn-gemeinschaft. Und wer weiss: Vielleicht wird es eines Tages als medienhistorischer Moment betrachtet, dass Miosga die Talkshow vom bisher gängigen, kompromiss-sehnsüchtigen therapeutischen Stuhlkreis zur nationalen WG-Küche weiterentwickelt und damit die Entkoppelung der Elite von den Bürgern vollendet hat.

«Tellerwäscher des Zeitgeists»

Das Parteiensystem zeigt Auflösungserscheinungen, oder sagen wir es sicherheitshalber öffentlich-rechtlich: Es verändert sich. Die Wirtschaft bricht ein, Inflation peinigt die Menschen, Familien wissen nicht mehr, wie sie finanziell über die Runden kommen sollen. Die Migration ist so gewaltig, dass sie vielen Angst macht. Wer nur ein bisschen darüber nachdenkt, bekommt das Gefühl, die Sozialsysteme, in die alle ein Leben lang eingezahlt haben oder einzahlen müssen, halten das nicht mehr lange aus. Deutschland wird von Russland bedroht und geht – obwohl man das seit 1949 nie mehr wollte – weltweit einmalige Sonderwege, etwa bei der Energieversorgung. Antisemiten marschieren durch die Strassen, das Land ist gespalten wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Das ist die Realität ausserhalb der Quassel-WG. Aber davon lassen sich die WG-Insassen an diesem Abend nicht stören.

Miosga will drinnen am Küchentisch vielmehr wissen, ob Merkel für Merz Wahlkampf machen wird (Antwort: «Wenn sie will, gerne!»), ob die CDU die «Brandmauer» nach rechts wirklich ernst meint und nimmt, ob die AfD wirklich so schlimm ist, wie die aktuellen Massendemonstrationen glauben machen sollen, und – ganz wichtig – ob Deutschland ein Konflikt- oder ein Durchsetzungsproblem hat, oder vielleicht beides? Und ob Regierung und Opposition etwas besser zusammenarbeiten sollten.

So blieb es für Friedrich Merz bis zum Schluss ein netter Ausflug in Deutschlands wichtigste Wohn- und Plaudergemeinschaft. Er musste am Ende nicht mal den Tisch abräumen oder abspülen. Dabei hätte das Form und Inhalt noch einmal schlüssig vereint: Wer immer nur abräume, was andere auftischten, hat der Historiker Andreas Rödder mit Blick auf die Themen- und Gedankenarmut der CDU und ihres Vorsitzenden kürzlich das Hauptproblem der grössten Oppositionspartei kurz und klug zusammengefasst, der «wird zum Tellerwäscher des Zeitgeists». Darüber wurde in der Tellerwaschanlage der Nation natürlich nicht geredet.

Der Politikwissenschaftler Claus Strunz ist Journalist und Moderator. Er war Chefredaktor von *Bild* und *Bild am Sonntag*, Vize-Chef der *Welt* und moderierte mehrfach vor Bundestagswahlen das Kanzlerduell.

Buddhisten verfolgen Christen

Myanmars Militärdiktatur macht Jagd auf Minderheiten. Die Weltöffentlichkeit bleibt seltsam still.

Giuseppe Gracia

Abseits der Aufmerksamkeit westlicher Medien und Politiker wütet in Myanmar seit Jahrzehnten ein Bürgerkrieg, angeheizt durch den buddhistischen Nationalismus einer brutalen Militärelite. Die Folgen sind für die christliche Minderheit verheerend.

Die Gewalt gegen christliche Gemeinschaften hat massiv zugenommen, seit Myanmars nationalistisches Regime die hybride Regierungsvereinbarung mit den demokratischen Kräften der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi aufgehoben hat. Seither herrscht Krieg gegen die prodemokratische Bewegung und gegen die ethnischen und religiösen Minderheiten im Land.

Seit längerem versucht man, die nationale Einheit auf der Grundlage der Vorherrschaft der burmesischen Ethnie und des Buddhismus durchzusetzen, gegen die Minderheiten, die rund einen Drittel der Bevölkerung ausmachen, 6 Prozent davon Christen. Diese sind, wie auch der muslimische Stamm der Rohingya, grausamen Säuberungsaktionen ausgesetzt. Das treibt die Menschen in den Busch, in Flüchtlingslager oder Siedlungen der Nachbarländer Thailand, Bangladesch und Indien. Dort gibt es wenig Nahrung und Gesundheitsdienste, auch keine Bildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten. Myanmars Militärmachthaber sind bestrebt, die ethnisch und religiös Unerwünschten verarmt, unterentwickelt und machtlos zu halten.

Es besteht Hoffnung

Das Drama stösst im Westen – auch in der Schweiz – auf wenig Beachtung. Viele Medien folgen den geopolitischen Prioritäten der westlichen Grossmächte. Vor diesem Hintergrund besteht mehr Interesse am Krieg in der Ukraine, an den Spannungen zwischen dem Westen einerseits und Russland und China andererseits oder am Krieg zwischen Israel und der Hamas. Neben Myanmar bleibt überhaupt die Christenverfolgung ein Randthema.

Das Christentum wurde ursprünglich im 17. Jahrhundert in das heutige Gebiet von Myanmar gebracht, von katholischen Priestern aus Portugal, dann im 19. Jahrhundert von weiteren

Missionaren aus Europa und den USA, unter dem Schutz der britischen Kolonialherren. Ein Schutz, der von der birmanisch-buddhistischen Elite missbilligt und nach der Unabhängigkeit im Jahr 1948 bekämpft wurde.

Entstanden ist eine Militärdiktatur, welche die Missionare und Christen im Land verfolgte. Dies hat sich 2021 verschärft, mit dem Zusammenbruch der gemischten Militär- und Zivilregierung. Allein aus der Region Sagaing, wo Hunderte von Dörfern ganz oder teilweise zerstört wurden, wurden letztes Jahr 816 500 Frauen, Kinder und Männer vertrieben oder getötet.

Dennoch ist die Lage nicht hoffnungslos. 2023 haben China und die Vereinigten Staaten hinter den Kulissen zusammengearbeitet, um Druck auf die Militärdiktatur Myanmars auszuüben. Man möchte eine Koalition aus ethnischen Minderheiten und prodemokratischen Birmanen. Die Grossmächte sind am Frieden inter-

Der internationale Druck muss erhöht werden, soll sich die Situation für die Verfolgten verbessern.

essiert, weil sie Wirtschaftswachstum brauchen und der Bürgerkrieg dies verhindert. Deutschland, als Teil der von den USA geführten westlichen Allianz, handelt ebenfalls im Einklang mit Washington, um die Militärdiktatur zu Verhandlungen mit der inländischen Opposition zu zwingen.

Ist es möglich, dass die Militärmachthaber die Opposition nicht nur zu Verhandlungen auffordern, wie sie dies bisher ohne ernsthafte Absicht taten, sondern dass sie in einen Dialog treten, damit die Anliegen der Minderheiten und der prodemokratischen Gruppen Gehör finden? Mit dem Ausschluss Myanmars von der Führung des regionalen Asean-Blocks im Jahr 2026 sendet die internationale Gemeinschaft inzwischen eine klare Botschaft. Der internationale Druck muss erhöht werden, soll sich die Situation für die Hunderttausende von Verfolgten und Unterdrückten verbessern. Dazu braucht es dringend auch eine grössere, lautere Öffentlichkeit.

Flugverbot für russische Helikopter

Brüssel bestimmt, wer den Schweizer Luftraum nutzen darf. Darunter zu leiden haben einheimische Unternehmen.

Christoph Mörgeli

Der Unternehmer Herbert Noser ist empört. Er hat vor über vierzig Jahren gemeinsam mit seiner Frau Marianne die Firma Chrom-Line mit Sitz im luzernischen Wikon gegründet. Diese verarbeitet Metall auf höchstem Niveau, speziell Chromstahl. Mittlerweile haben Clemens und Sandra Noser das Geschäft in zweiter Generation übernommen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die massgefertigten Pools, bei denen Turbinen einen verstellbar starken Gegenstrom erzeugen, so dass sich die Kunden gewissermassen mit Flussschwimmen fithalten können.

Vor einiger Zeit ging bei Chrom-Line die Bestellung eines Pools für eine Liegenschaft hoch über dem Vierwaldstättersee ein. Da dieser aufgrund des Geländes nicht motorisiert angeliefert werden kann, organisierte die Firma einen Transport mittels Helikopter. Der Pool

Konkret geht es um nichts Geringeres als um eine Enteignung.

sollte in zwei Teilen à viereinhalb Tonnen angeliefert werden. Dieses Gewicht vermag allerdings ein lastentragender «Super Puma» nicht zu bewältigen, hingegen der Helikopter vom Typ Kamov schon. Dieser zweimotorige leistungsfähigste Schwerlastenhelikopter mit doppeltem Rotor verfügt über ein Hebevermögen von bis zu fünf Tonnen. Genau diesen Kamov führt die Firma Heliswiss International mit Sitz in Küsnacht am Rigi in ihrem Angebot.

Sanktionen erweisen sich als Bumerang

Doch zu ihrem Entsetzen vernahm die Unternehmerfamilie Noser, dass ein Transport des vorgefertigten Pools unmöglich sei. Aufgrund der Sanktionen, welche die Schweiz unter internationalem Druck gegen Russland ergriffen hat, darf die russische Kamov den Boden nicht mehr verlassen. Die bundesrätliche Ukraine-Verordnung sowie die Vorschriften der EU-Luftsicherheitsagentur (Easa) zwingen die

Heliswiss International dazu. Das Typenzertifikat wurde offiziell sistiert, was für einen Helikopter einem Todesurteil gleichkommt. Heliswiss darf keine Ersatzteile für ihren Kamov-Helikopter in Russland mehr beziehen; dies verunmöglicht jeden weiteren Einsatz. Das Unternehmen musste daher auch den zuvor vereinbarten Lastenflug für die Firma Chrom-Line absagen. Auf Anfrage wollten sich die Heliswiss nicht öffentlich äussern.

Dies ist durchaus verständlich angesichts der Abhängigkeit von den Bundesbehörden und der Europäischen Union (EU). Denn die Schweiz hat nicht nur das Sanktionsregime der EU gegen Russland sklavisch übernommen, sondern mit dem Luftverkehrsabkommen von 2002 auch sämtliche Bestimmungen der Europäischen Union. Durch das Flugverbot für die Kamov-Helikopter in der Schweiz schädigt Bundesbern eine auf Lastenflüge spezialisierte Firma und damit auch unseren Werkplatz, der Flüge über vier Tonnen nicht mehr ausführen kann. Für die Firma Chrom-Line hiess dies, dass sie den Pool für teures Geld in drei statt in zwei Teile zerlegen musste.

Konkret geht es um nichts Geringeres als um eine Enteignung. Hiesige Produkte werden durch die unnützen Ukraine-Massnahmen aus Bundesbern verteuert, und Arbeitsplätze gehen verloren. Dabei haben die bundesrätlichen Sanktionen gegen Russland keinerlei



Heliswiss International dazu. Das Typenzertifikat wurde offiziell sistiert, was für einen Helikopter einem Todesurteil gleichkommt. Heliswiss darf keine Ersatzteile für ihren Kamov-Helikopter in Russland mehr beziehen; dies verunmöglicht jeden weiteren Einsatz. Das Unternehmen musste daher auch den zuvor vereinbarten Lastenflug für die Firma Chrom-Line absagen. Auf Anfrage wollten sich die Heliswiss nicht öffentlich äussern.

Dies ist durchaus verständlich angesichts der Abhängigkeit von den Bundesbehörden und der Europäischen Union (EU). Denn die Schweiz hat nicht nur das Sanktionsregime der EU gegen Russland sklavisch übernommen, sondern mit dem Luftverkehrsabkommen von 2002 auch sämtliche Bestimmungen der Europäischen Union. Durch das Flugverbot für die Kamov-Helikopter in der Schweiz schädigt Bundesbern eine auf Lastenflüge spezialisierte Firma und damit auch unseren Werkplatz, der Flüge über vier Tonnen nicht mehr ausführen kann. Für die Firma Chrom-Line hiess dies, dass sie den Pool für teures Geld in drei statt in zwei Teile zerlegen musste.

Dies ist durchaus verständlich angesichts der Abhängigkeit von den Bundesbehörden und der Europäischen Union (EU). Denn die Schweiz hat nicht nur das Sanktionsregime der EU gegen Russland sklavisch übernommen, sondern mit dem Luftverkehrsabkommen von 2002 auch sämtliche Bestimmungen der Europäischen Union. Durch das Flugverbot für die Kamov-Helikopter in der Schweiz schädigt Bundesbern eine auf Lastenflüge spezialisierte Firma und damit auch unseren Werkplatz, der Flüge über vier Tonnen nicht mehr ausführen kann. Für die Firma Chrom-Line hiess dies, dass sie den Pool für teures Geld in drei statt in zwei Teile zerlegen musste.

Konkret geht es um nichts Geringeres als um eine Enteignung. Hiesige Produkte werden durch die unnützen Ukraine-Massnahmen aus Bundesbern verteuert, und Arbeitsplätze gehen verloren. Dabei haben die bundesrätlichen Sanktionen gegen Russland keinerlei



„Ich hätte gerne eine Hippothek...“



Schwergewichtsmeister Europas: Kamov Ka-32.

Einfluss auf den Ukraine-Krieg. Sie erweisen sich aber als Bumerang, weil Piloten, Mechaniker und Büropersonal ihre Arbeit verlieren. Anders gesagt: In Bern haben sieben Bundesräte mit dem Einkommen von je einer halben Million Franken die bewährte Schweizer Neutralitätspolitik gebrochen – möglicherweise ohne zu bedenken, welchen Schaden sie für die eigenen Bürger anrichten.

Die Heliswiss International führt etwa Transporte für Montagen von Kranen, Antennen oder Strommasten durch, aber auch Hilfeinsätze für Bandbekämpfungen, humanitäre Notlagen oder Bergungen. Das Unternehmen besteht seit 65 Jahren und ist seit 2012 im Besitz der Swiss Helicopter AG in Chur. Diese arbeitet mit rund 35 Helikoptern auf fünfzehn Basen. Der Werbeslogan «Wir bewegen Ihre Lasten» gilt zumindest für den Doppelrotor-Helikopter Kamov nicht mehr. Luftverkehrsspezialisten vermuten, dass bei Ausbruch des Ukraine-Kriegs das Verkehrsdepartement unter der damaligen Leitung von Simonetta Sommaruga (SP) auf rigorose Einhaltung der Sanktionsmassnahmen gegen Russland bestanden habe. Diese führten auch dazu, dass europäische Firmen bei riesigen Waldbränden in Chile vier Kamov-Helis nicht mehr abheben lassen durften und bei jener Umweltkatastrophe vertragsbrüchig werden mussten.

Dabei trägt der leistungsstarke russische Kamov Ka-32 den Ehrentitel «Schwergewichtsmeister Europas». Nun stehen diese Maschinen wegen der Sanktionen der Schweiz beziehungsweise der EU unnützlich im Hangar. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) äussert sich wie folgt: Die Verordnung über die Ukraine-Mass-

nahmen verbiete grundsätzlich das Starten und Landen sowie das Überfliegen des Schweizer Hoheitsgebiets für bestimmte Luftfahrzeuge. Obwohl ein Kamov-Helikopter russischen Ursprungs sei, falle er nicht zwingend unter diese Bestimmung.

Dann aber kommt das Bazl in Beamtendeutsch zum entscheidenden Punkt: «Allerdings hat die Europäische Union im Bereich der

Lufttüchtigkeit sämtliche Musterzulassungen russischer Hersteller, zu welchen auch die eingeschränkte Musterzulassung des Kamov-Helikopters gehört, bis auf weiteres suspendiert.

Eine gültige Musterzulassung bildet die Grundlage für das Lufttüchtigkeitszeugnis eines Luftfahrzeuges, welches wiederum Voraussetzung für die Inverkehrsetzung im schweizerischen respektive europäischen Luftraum ist. Entfällt eben diese Grundlage einer gültigen Musterzulassung (final oder nur vorübergehend), wird grundsätzlich auch das darauf basierende Lufttüchtigkeitszeugnis ungültig, und das betroffene Luftfahrzeug darf nicht mehr in Verkehr gesetzt werden.»

Das von der Schweiz übernommene EU-Recht im Bereich Luftfahrt sehe jedoch im

Falle dringender unvorhersehbarer Ereignisse Möglichkeiten vor, unter bestimmten Voraussetzungen von den geltenden Bestimmungen abzuweichen und in Ausnahmefällen Einzelregelungen zu treffen. Die Schweiz respektive das Bazl hat dies im Rahmen der vorgesehenen Möglichkeiten getan und von einer sogenannten Exemption Gebrauch gemacht. Das schweizerische Bazl wurde jedoch von der europäischen Behörde Easa respektive der EU-Kommission angewiesen, eine für diesen Helikoptertyp ausgestellte Ausnahmebewilligung zurückzuziehen: «Für den Kamov-Helikopter existiert somit trotz der Bemühungen des Bazl gegenüber der Easa/EU im Bereich Lufttüchtigkeit unabhängig vom Betreiber faktisch ein Flugverbot.»

Verbot von Ersatzteillieferungen

Auch der Erwerb von Ersatzteilen, die direkt vom russischen Hersteller bezogen werden, ist gemäss der bundesrätlichen Ukraine-Verordnung verboten. Der Bezug von Ersatzteilen von Lieferanten, die nicht von den Sanktionsbestimmungen erfasst sind, ist hingegen nicht grundsätzlich untersagt. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) entscheidet laut Bazl hier im Einzelfall.

Vom EU-Sanktionsbefehl gegen Russland an die Schweiz abgesehen, stöhnen vor allem die privaten Luftverkehrsunternehmen auch sonst über die Vorschriftenflut der europäischen Luftsicherheitsbehörde Easa. So hat diese

Die Brüsseler Bürokraten verstehen die Kunst, das Mögliche unmöglich zu machen.

diktiert, dass Helikopter-Piloten ab dem sechzigsten Altersjahr keine Personen mehr transportieren dürfen.

Diese völlig widersinnige Vorschrift führt zu absurden Situationen: So darf ein Zwanzigjähriger aus reichem Haus, der sich die teure Ausbildung zum Heli-Piloten leisten kann, problemlos Personen transportieren – auch wenn sein Können dafür noch keineswegs ausreicht. Hingegen werden einem erfahrenen, völlig gesunden Sechzigjährigen keine Personentransporte mehr gestattet. Dies gilt, auch wenn die regelmässigen medizinischen Untersuchungen ihm geistig und körperlich das allerbeste Zeugnis ausstellen.

Die Brüsseler Bürokraten verstehen eben die Kunst, das Mögliche unmöglich zu machen.

«Mein erster Service:
Die schlechte Nachricht
für Ihre alte Bank
überbringe ich.»

UBS Wealth Management.
Für eine neue Generation.

Exklusiv unter:
ubs.com/new-gen oder **058 240 00 20**





DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



Generation Anspruch

Tiktok-Prinzessinnen und ihre Wunschlisten an Männer: Comedy oder Chaos?



Der neueste Trend, der die Damen- und Herrenwelt aufmischt: «Icks bei Männern». Falls Sie sich fragen, was Ick bedeutet – ich musste es selbst nachlesen: «Ick» heisst so viel wie «igitt» oder *red flag*. Und wo könnte dieser Trend besser gedeihen als auf Tiktok? Die Akteurinnen dieses Spektakels sehen ein bisschen aus wie Kim-Kardashian-Klone. Sie teilen der Welt mit, was sie an Männern total abtörnt, und Hunderttausende, hauptsächlich junge Menschen, sehen es sich

Dass die jüngere Generation schnell mal mit Dingen «nicht klarkommt», ist nichts Neues.

an. Denn wer möchte nicht wissen, welche fatalen Fehler ein Mann unbedingt vermeiden sollte? Abtörnerlisten sind nichts, worüber man eine Kolumne schreiben müsste – nur sind die Inhalte im Jahr 2024 etwas speziell.

«Meine Icks bei Männern: Bestellung bei Starbucks. Das ist für Girlies, ok!? Oder er lässt mich wirklich zahlen, wenn ich es anbiete!», sagt sie, und mit den Augen rollend: «Du wirst mich nie wiedersehen.» Wehe dem, der nicht versteht, dass sie es gar nicht so meint, wie sie es sagt! Die Nächste: «Angenommen, mein Freund ist *mid-ugly*, aber seine ganze Familie ist *ugly* – dann kann ich keine Kinder mit ihm haben. Dann habe ich Angst, dass diese schlechten Gene an meine Kinder weitergetragen werden.» Der Darwin-Award fürs Dating geht wohl an diejenigen, die das nicht bedenken. «Er hat eine Rolex, aber arbeitet

nine to five. Was soll diese Rolex sagen? Sofort Ick. Du hättest in etwas anderes investieren sollen, wie Immobilien!»

American-Express-Karte, Skinny-Jeans, Rechtschreibfehler, 2-in-1-Shampoo – alles wird gnadenlos auf die Ick-Liste gesetzt. Wenn er als Mann Influencer ist. Oder: «Wenn er Fahrrad fährt und auch noch einen Helm trägt!»; zwei Freundinnen kriegen sich kaum mehr ein.

Eine gewisse Ironie liegt darin, dass sie hysterisch über Dinge lachen, die für die meisten als völlig normal durchgehen. Mehrfach wird die Marke erwähnt: «Er hat ein Samsung-Handy: Wir können nicht befreundet sein, es tut mir leid. Ich komme damit nicht klar.» Nur Apple sei das Wahre. Okay, kleiner Trick für Männer: Kauft euch ein Samsung-Handy und legt es immer gut sichtbar auf den Tisch, dann müsst ihr euch nicht mit solch tiefgreifenden Überlegungen herumschlagen.

Dass die jüngere Generation schnell mal mit Dingen «nicht klarkommt», ist nichts Neues. Wenn man von klein auf eingeredet bekommt, dass man etwas ganz Besonderes sei und, wie heute vielerorts üblich, schon allein fürs Mitmachen einen Pokal bekommt, entwickelt man zwangsläufig eine Prinzessinnenmentalität. Man hat realitätsferne Ansprüche, ohne sich zu überlegen, was man eigentlich selbst zu bieten hat. Interessant ist auch, dass kaum auf Charaktermerkmale eingegangen wird, sondern vor allem auf oberflächliche Attribute und Verhaltensweisen.

Aber wir sollten das auch nicht zu ernst nehmen, diese Trends ändern nicht die Welt. Die

Videos sind in ihrem Alterskontext zu sehen, die Mädels sind geschätzt zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt. Genauso wenig darf man sie als Massstab für die gesamte junge Damenwelt nehmen. Auch zeigen sie nicht unbedingt ihr wahres Ich; es heisst nicht, dass sie ihre Listen genauso durchziehen. Viele tun es zwecks Aufmerksamkeit, Likes, Bestätigung und Follower. Es ist eine Form der Unterhaltung, ein digitales Theaterstück.

Allerdings sollten wir nicht vergessen, dass solche Trends gewisse Muster haben. Problematisch wird es, wenn die kritische Perspektive fehlt oder diese absurde Anspruchshaltung unreflektiert übernommen wird. Denn was passiert dann? Die Mädels beeinflussen sich alle gegenseitig, viele plappern den anderen nach, ohne etwas zu hinterfragen – und schwupp glaubt man tatsächlich, dass man diese Haltung gegenüber Männern haben muss.

Diese Trends sind wie Fast Food: kurzfristig befriedigend, langfristig schädlich. Die überzogenen Ansprüche schaden mehr, als sie nützen. Männer könnten denken, dass sie nie die von ihnen erwarteten Standards erreichen können, was es für sie schwieriger gestaltet, romantische Verbindungen herzustellen. Und Frauen stellen sich mit einer solchen Attitüde auf einen Schlossturm und sabotieren ihre eigenen Chancen auf echte Beziehungen. Ach, wie einfach war es doch vor Social Media.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Seid mutig!

Nr. 1 – «Schule ohne soziale Medien»
 Essay von Margarita Louis-Dreyfus

Die Autorin spricht mir aus dem Herzen! Die digitalen Medien schaden unseren Kindern und Jugendlichen mehr, als dass sie nützen. Es ist nicht nur die Zeit, die sie ihnen stehlen: Wie viele Hütten haben unsere Kinder nicht gebaut, wie viele Bücher nicht gelesen, wie viele Schals nicht gestrickt, wie viele Bilder nicht gemalt, wie viele Räuber-und-Bulle-Spiele nicht gespielt – wegen der vier bis fünf Stunden Bildschirmzeit täglich! Auf wie viele Tests haben sie sich höchstens flüchtig vorbereitet, weil Minecraft oder Fortnite ruft? Es ist nicht nur, dass wichtige Erfahrungen nicht gemacht werden. Der übermässige Umgang mit digitalen Medien schadet der Gehirnentwicklung. Die Verwendung von Bildschirmmedien in der frühen Kindheit beeinträchtigt die Entwicklung des Vorstellungsvermögens, also des bildhaften Denkens. Damit werden Kreativität und eigenständige Willensbildung beeinträchtigt. Wenn die Aufmerksamkeitsspanne sich an die paar Sekunden Dauer des Tiktok-Videos gewöhnt hat, wird es schwierig, einen ganzseitigen Zeitungsartikel zu lesen und zu verstehen. Wer sich auf Tiktok ständig mit den Schönsten, Reichsten und Schnellsten vergleicht, kommt schnell mal zum Schluss, dass er oder sie ein Versager ist und kein schönes Leben hat. Kinder- und Jugendpsychiatrien werden überhäuft mit Anmeldungen für ADHS- und Autismus-Abklärungen. Jugendliche mit Depressionen, Ängsten und Medien-Sucht suchen Hilfe. Orientierungslose junge Erwachsene können sich in der Berufswahl nicht entscheiden. Arbeitgeber berichten von weniger Aufmerksamkeit und Durchhaltevermögen. Welche Ge-

sellschaft werden wir in zwanzig Jahren haben? Seid mutig, Politiker und Lehrplanverantwortliche, ergreift die nötigen Schritte!
Kathrin Meffert-Ruf, Arlesheim

Verlogenes Framing

Nr. 2 – «Deutsche Romantik des Widerstands»
 Matthias Matussek über Deutschlands Politik

Vielen Dank für die sachkundige und wachrüttelnde Berichterstattung über die Bauernschaft und deren Proteste. Die Bezüge zur Gegenwart im Beitrag «Deutsche Romantik des Widerstands» von Matthias Matussek sind brillant. Weiter zeigt Stefan Millius in seinem Artikel «Wird der Bauer unbequem, ist er plötzlich rechtsextrem» die politischen Zusammenhänge auf, die dem Zerrbild in den Medien zugrunde liegen. Und Anabel Schunke spricht in «Guter Protest, schlechter Protest» das verlogene Framing an. Deutschlands Ampelregierung haut nicht nur Schneisen in die unberührte Natur, sie setzt auch die Axt bei den bäuerlichen Betrieben und unserer Versorgungs- und Ernährungssicherheit an.
Marieluise Fieger-Besdziek, Riegel (D)

Opfer wird zum Täter

Nr. 3 – «Right or wrong – my Staatsräson?»
 Kolumne von Stefan Baron

Stefan Baron scheint die Anklage des Genozids an den Palästinensern zu unterstützen und weiss nicht, dass nicht Israel einen Genozid begeht, sondern dass der Plan der Hamas ist, an Israel einen Genozid zu begehen. Davon ist kein Wort zu lesen. Auch kein Wort davon, dass Israel aus dem Wüstenland von einst einen blühenden Garten geschaffen hat. Auch kein

Wort, dass Israel versucht, die palästinensische Bevölkerung zu schützen, und die Hamas verantwortlich für die Todesfälle ist, da sie die Bevölkerung als Schutzschild verwendet. Kein Wort davon, dass die Uno den Israelis dieses Land 1948 zugesprochen hat. Kein Wort davon, dass die Hamas alle Gelder der internationalen Gemeinschaft dafür benützt, Tunnels zu bauen und Waffen zu kaufen, und die Bevölkerung leer ausgeht. Kein Wort davon, dass die Hamas eine Terrororganisation schlimmsten Ausmasses ist, gegen die Israel das Recht hat, sich zu verteidigen. Es wird wieder einmal Israel angeklagt, Opfer wird zum Täter und Täter zum Opfer. Israel begeht keinen Völkermord, und es ist auch nicht von einem Massensterben zu sprechen. Israel tut genau das, wozu es das Recht hat und was wir alle tun würden: Die Grenzen wieder zu sichern, damit das Volk in Ruhe und Sicherheit leben kann.
Max Graf, Riehen

Korrigenda

Nr. 3 – «Die Revolution hat diese Runde gewonnen. Allahu akbar» – David Klein über Swisspeace

Im Anriss des Artikels heisst es, Swisspeace unterstütze Hamas-Sympathisanten mit Schweizer Steuergeldern. Da es im Text namentlich um das eidgenössische Aussendepartement (EDA) ging, lässt diese Zusammenfassung der Redaktion den falschen Schluss zu, das EDA finanziere via Swisspeace die als Beispiel genannte Islamische Universität Gaza (IUG). Richtig ist: Die IUG erhält Zuwendungen vom Cluster of Cooperation von Swiss Universities, nicht vom EDA. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
 E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Peter Gross (1931–2024)
Mary Louise Weiss (1948–2024)



Sanierer und Erneuerer: Peter Gross.

Seine hohe Gestalt gebot Respekt. Sein freundliches Wesen war einnehmend, seine Intelligenz messerscharf. Der gelernte Rechtsanwalt, Sohn eines Berufsmilitärs und Artillerie-Oberst im Generalstab, besass die Gabe, auch schwierigste Probleme zu zerlegen und gangbare Lösungen auszuhandeln. Dass er nach dem Studium als Assistent eines hohen Bundesbeamten und eines amerikanisch-schweizerischen Industriellen gearbeitet hatte, kam ihm ebenso zustatten wie seine ausgeprägte Sprachgewandtheit. Mit diesem Profil wurde Peter Gross – neben Walter Frehner vom Bankverein und Nicolas Hayek – einer der Retter der Schweizer Uhrenindustrie, nicht mehr und nicht weniger!

Als Respektsperson in der überalterten und von Staatseingriffen beschädigten Uhrenbranche galt er schon mit weniger als vierzig Jahren, nämlich als Leiter der als Selbsthilfeprojekte gedachten Quarzuhren- und Halbleiterfirmen (Centre électronique horloger, Faselec).

1970 wurde Peter Gross Generaldirektor «für Technik und Dienste» in der Schweizerischen Bankgesellschaft, der mit Abstand grössten Gläubigerin der Uhrenindustrie. Zunächst gab es aber bei der SBG ein enormes Computer-Chaos aufzuräumen. In den 1980er Jahren verloren die hochverschuldeten Konzerne SSIH und Asuag trotz guter technischer Leistungen jedes Jahr Marktanteile an Japan und USA und insgesamt Hunderte von Millionen Franken. 1981 reichte das Geld gerade noch für zwei Wochen.

Der Zeitzeuge Bruno Bohlhalter, damals selbst als Bankdirektor mittendrin, schrieb über Gross, er habe «dank seines Durchsetzungsvermögens und seiner Beharrlichkeit alle Beteiligten auf die gleiche Linie gebracht». Damit war das Fundament gelegt für die nötigen Reformen nach dem Drehbuch von Hayek, der im Auftrag der Banken arbeitete.

Frehner und Gross brachten die weltweit beachtete Sanierung zustande, die in der Fusion der beiden kranken Holdings und der Gründung der SMH gipfelte (seit 1998 Swatch Group). Die beiden unternehmerisch denkenden Bankiers waren die Regisseure des Neubeginns, der zu dem bis heute anhaltenden Welterfolg der Schweizer Horlogerie führte. Ohne sie hätte Hayek nie die Chance gehabt, vom Berater zum Unternehmer aufzusteigen.

Dank erntete Gross im eigenen Hause nicht. Präsident Robert Holzach bugsierte ihn 1987 weg, Gross wandte sich, wiederum als Sanierer und Erneuerer, dem Speditionsriesen Danzas zu. Später räumte er als Präsident des ausserordentlichen Bankrates das Chaos bei der Solothurner Kantonalbank auf. Auch hier machte er Nägel mit Köpfen, indem er den Verkauf der Kantonalbank – einen bislang undenkbaren Vorgang! – durchsetzte. Das Volk von Solothurn vertraute ihm und stimmte dem radikalen Konzept Ende 1994 an der Urne mit eindrucklichem Mehr zu.

Karl Lüönd

Nach nur einer Minute fünfzig krachte es, und Jimmy war tot. Das war 1964, und seitdem ist Jimmy unsterblich, denn er war der «Leader of the Pack» und auch sonst die Nummer eins. Daran waren einige beteiligt. Zunächst George «Shadow» Morton, Co-Autor und Produzent des Songs, zuständig vor allem für die präzisen Einsätze des Motorradlärms und am Ende eben auch für das grausame Getöse des tödlichen Unfalls («akustisches Kino», schrieb Steven Van Zandt in seinem Nachruf).

Neben Morton sorgten Ellie Greenwich und Jeff Barry, die Genies hinter «River Deep – Mountain High», für die Schwungkraft des Hits. Doch die an sich muntere Tanznummer wurde erst durch die fünfzehnjährige Göre Mary Weiss zum stilprägenden *teenage tragedy song*. Sie und ihre ältere Schwester Betty hatten sich mit den Zwillingen Marge und Mary Ann Ganser angefreundet und sangen so herzzerweichend miteinander, dass sie sich fortan als The Shangri-Las zusammaten.

Bald schon trafen sie auf Morton, der ihnen sein Debüt als Songwriter andrehte – und tatsächlich: «Remember (Walking in the Sand)» wurde ein erster Hit. Doch es war vor allem die vorlaute Stimme von Mary Weiss, die dem Quartett die provokante Trademark verlieh. Ellie Greenwich dachte auch später noch mit «ziemlichem Respekt» über die Power-Schwestern: «They had an attitude before they made it.» Nach mehreren kleineren Comebacks und dem Flop eines Pro-Vietnam-Songs («Take the Time») gingen die Damen nach 1968 schliesslich getrennte Wege, Mary Weiss reüssierte als Innenarchitektin und nahm 2007 noch eine hörenswerte (kommerziell erfolglose) Solo-CD auf. Der Ruhm war verblasst – die Legende wird sich halten.

Thomas Würdehoff



Power-Schwester: Mary Louise Weiss.

Strom macht den Staat reich

Haushalte und kleinere Firmen gefangen im bürokratischen Tarif-Dickicht.



Der Bäcker will wissen, was eigentlich auf den Strommärkten abläuft, wer da wie mit den Preisen spielt. «Normalerweise bezahlten wir für den Strom jährlich etwa 11 000 bis 12 000 Franken, im abgelaufenen Jahr waren es 20 000, und in diesem neuen Jahr nun werden es 30 000 Franken sein», erklärt er. Er wisse nicht, wie diese Kosten zu verdauen seien.

Bei solchen Belastungen müsse er sich fragen, ob man mittlerweile in einem Land lebe, in dem ein Gewerbebetrieb wie seiner nichts mehr verdienen soll – während die Stromkonzerne extreme Gewinne einfahren würden, Milliarden Franken auf Kosten der kleinen Kunden.

Es stimmt, im Strommarkt gibt es gewaltige Störungen, Ungleichgewichte und Verschiebungen. Die in Energieproduktion und Handel tätige Axpo-Gruppe beispielsweise hat im vergangenen Geschäftsjahr unter den Wirkungen der Preisexplosion an den Stromhandelsmärkten von 2022 fast 3,5 Milliarden Franken Gewinn gemacht. Vorher hatte sie vom Bund einen Mehr-Milliarden-Schutzschirm für den Fall eines Finanzengpasses zugesagt erhalten, der dann immerhin zurückgenommen wurde.

An den Energie-Handelsplätzen sind die Strompreise seit Mitte 2023 wieder deutlich niedriger als 2022, aber für die kleinen Kunden, die Haushalte und viele KMU, steigen die Stromtarife dieses Jahr munter weiter und zum Teil enorm – wie eben beim Bäcker. Dieses Jahr ist der Aufschlag im Durchschnitt fast ein Fünftel, verglichen mit 2021 ist Strom jetzt um mehr als die Hälfte teurer.

Und ganz verrückt: Draussen an den grossen Märkten mit den grossen Kunden hat sich die Welt ein gutes Stück weit normalisiert, die Preise sind heruntergekommen – aber die grosse Menge der kleinen und mittleren Kunden ist in der Schweiz gefangen in der Grundversorgung, die zurzeit ein regelrechtes Preissteigerungskarussell ist.

Avenir Suisse, der Think-Tank von Unternehmen, hat soeben ein Papier veröffentlicht, in dem die Autoren den grellen Kontrast aufzeigen: hier die weiterhin steigenden, rekordhohen Strompreise in der Grundversorgung, dort die Geldschwemme bei den Stromproduzenten – die grösstenteils eine staatliche Angelegenheit sind.

«Stattliche Gewinne staatlicher Stromversorger» heisst der Titel. Es ist tatsächlich eine Umverteilung zum Staat: Unter den grossen Produzenten sind Alpiq und BKW Energie AG grossenteils in hoheitlichem Eigentum, die in Kantonsbesitz befindliche Axpo gar vollständig.

Und eine Stufe darunter bewegen sich die über 600 Elektrizitätsversorgungsunternehmen, ebenfalls hoheitlich. Sie haben mehrheitlich keine eigenen Kraftwerke, sondern decken sich am Markt für Grossabnehmer ein, meistens in Form von Termingeschäften, und geben den Strom an ihre Grundversorgungskunden weiter, die ihn nicht anderswo beziehen dürfen.

Dies im Moment eben zu horrenden Preisen, weil die Versorgungswerke den 2022 am Markt sehr teuer gekauften Strom den Haushalten und KMU nun so weiterverrechnen. Deshalb geht nun viel mehr privates Geld des Bäckers an den Staat als vorher. Die Risiken des Be-

hördenverhaltens am Markt, für ungeschicktes Einkaufen, tragen auch die Privaten: In den billigen Versorgungsgebieten kostet die Kilowattstunde gut 10 Rappen, in den teuren bis gegen 57 Rappen.

Die kleineren Stromkonsumenten bezahlen heute teuer dafür, dass es seinerzeit abgelehnt wurde, auch die Grundversorgung dem Markt zu überlassen. Avenir Suisse fordert die vollständige Marktöffnung. Und man muss sagen: Energieversorgung ist zu wichtig, um sie einfach der Verwaltung zu überlassen.

Was soll die Schnee-Werbung?

Warum macht eigentlich BKW so viel Werbung in den Medien? Jetzt in der Saison der Skirennen bekommen die Zuschauer im Schweizer Fernsehen zahllose BKW-Auftritte vorgesetzt: auf und neben der Piste und in den Werbespots, in denen Sportler mit Schnee zugeschüttet werden.

Will das Unternehmen damit Kunden gewinnen? Das wäre schwierig, denn der mehrheitlich vom Kanton Bern kontrollierte Energiekonzern ist kein Detailhändler. Haushalte und viele KMU können ihren Stromlieferanten nicht frei wählen. Man hat Strom von BKW oder nicht. Und auch für all die zugekauften industriell tätigen KMU der BKW-Gruppe ist TV-Werbung nicht wichtig.

Ein hoheitlicher Energielieferant verwendet Einnahmen aus seinen staatlich geschützten Märkten für wirkungsarme Werbung. Was soll das? Wenn Manager in Staatsnähe nicht so scharf kontrolliert werden, liegt es nahe, dass sie eigene Vorlieben ausleben und zum Beispiel die Gunst des öffentlichen Fernsehens suchen.

DEUTSCHLAND

Ein Land in Panik



Warum nicht auch ein bisschen Schutzhaft und Lager? Reichstag in Berlin.

Die Correctiv-Recherche liefert keinerlei Beleg, dass irgendjemand die Ausbürgerung von Deutschen gefordert hätte. *Seite 53*

Das Berliner Ensemble brachte die Story in Zusammenarbeit mit dem Volkstheater Wien und Correctiv sogar auf die Bühne. *Seite 55*

Wir stehen tatsächlich an einem Kipppunkt. Nur eben in eine etwas andere Richtung, als man es uns glauben machen will. *Seite 58*

Moralputsch der Wohlgesinnten

Am 10. Januar berichtete die Plattform Correctiv über einen angeblichen «Geheimplan»: Die AfD wolle Menschen aufgrund rassistischer Kriterien aus Deutschland vertreiben. Belege für diese krassen Vorwürfe fehlen. Trotzdem steht die Bundesrepublik seither kopf. Sogar die Regierung demonstriert gegen die Opposition. Erinnerungen an die DDR werden wach.

Alexander Wendt

Der Text, der auf vielfachen Wunsch aus öffentlich-rechtlichen Anstalten, Politik und staatlich finanzierter Zivilgesellschaft einen Wendepunkt darstellen soll, veröffentlicht auf der Plattform Correctiv unter der Überschrift «Geheimplan gegen Deutschland», hebt so an:

Es ist der Morgen des 25. November, kurz vor neun Uhr, ein trüber Samstag. Auf den geparkten Autos im Hof sammelt sich Schnee. [...] Hier zeigt sich, was passieren kann, wenn sich rechtsextreme Ideengeber, Vertreter der AfD und finanzstarke Unterstützer der rechten Szene mischen. Ihr wichtigstes Ziel: Menschen sollen aufgrund rassistischer Kriterien aus Deutschland vertrieben werden können. [...] Womöglich ist es auch Zufall, dass die Organisatoren gerade diese Villa für ihr konspiratives Treffen gewählt haben: Knapp acht Kilometer entfernt von dem Hotel steht das Haus der Wannseekonferenz, auf der die Nazis die systematische Vernichtung der Juden koordinierten.

Nicht nur womöglich, sondern mit Sicherheit handelt es sich nicht um Zufall, wenn die Autoren mit dem Signalwort «Wannseekonferenz» ihren Lesern gleich zu Beginn den Wink mit grösstmöglichem Pfahl geben, auf welcher Bedeutungsebene sie das von ihnen dargestellte Ereignis und damit auch den Text selbst sehen. Die Bedeutungsbrücke führt von der historischen Berliner Villa am Wannsee bis zum Lehnitzsee in Potsdam, nicht umgekehrt: Weil es im Januar 1942 die Wannseekonferenz gab, muss es bei dem Treffen in dem anderen am Wasser gelegenen Haus im November 2023 ebenfalls um einen Zivilisationsbruch gegangen sein.

Lauschposten im Hotel

Diesen Abgrund umreisst Correctiv mit der Behauptung, bei dem Geheimtreffen in dem Potsdamer Hotel «Landhaus Adlon» sei ein Geheimplan zur Deportation von Millionen Menschen mit Migrationshinter-

grund vorgestellt worden, darunter auch von deutschen Staatsbürgern mit Einwanderungsgeschichte. In vielen Medien gibt es zu wichtigen Ereignissen das Erklärformat: «Was wir bisher wissen – und was nicht», das sich hier anbietet. Das Wissen über die Correctiv-Veröffentlichung unterteilt sich in mehrere Hauptpunkte. Erstens fand in Potsdam kein Geheimgespräch statt, son-

«Es ist der Morgen des 25. November, kurz vor neun Uhr, ein trüber Samstag.»

dern eine private Veranstaltung mit ziemlich grossem Verteiler. Andernfalls hätte sich Correctiv nicht rechtzeitig in das Hotel einbuchen können, um sich dort auf Lauschposten zu begeben.

Zweitens stellte der Österreicher Martin Sellner dort keinen Geheimplan vor, sondern im Wesentlichen den Inhalt seines Buchs «Regime Change von rechts», das es inzwischen in vierter Auflage gibt. Zur Informationsbeschaffung bedurfte es also keiner klandestinen Operation, der Gang in einen Buchladen hätte genügt.

Drittens liefert Correctiv wiederum an keiner Stelle einen Beleg, dass Sellner oder jemand anders in Potsdam tatsächlich die massenhafte oder auch nur gelegentliche Ausbürgerung von Deutschen mit Migrationshintergrund gefordert hätte. Der Begriff «Deportation» kommt noch nicht einmal im Correctiv-Text selbst vor,

sondern erst im medialen Echo, etwa beim *Spiegel*, der in dem Treffen, an dem neben Sellner auch einige AfD- und zwei CDU-Mitglieder ohne jedes öffentliche Amt teilnahmen, einen «Deportationsgipfel» ausmacht.

Und viertens ähnelt der faktische Kern, der noch übrigbleibt – in der Diskussion ging es tatsächlich um die Ausweisung beziehungsweise Abschiebung von Migranten ohne dauerhaftes Bleiberecht unter dem Stichwort «Remigration» –, wiederum zum Verwechseln den Stichworten von SPD- und Unionspolitikern zum gleichen Thema. Noch vor kurzem erklärte Bundeskanzler Olaf Scholz auf dem Titelblatt des *Spiegels*: «Wir müssen endlich im grossen Stil abschieben». Der Ampel-Koalitionsvertrag sieht ausdrücklich eine «Rückführungsoffensive» unter genau diesem Begriff vor. Dann gab es zwar keine Offensive, aber kleine Änderungen, um ein wenig abgelehnte Asylbewerber mehr als bisher abzuschieben. Rhetorisch stellte die zuständige Ministerin die Massnahmen als sehr viel schärfer dar, als sie es in Wirklichkeit waren. Im Umkreis von Innenministerin Nancy Faeser überlegten Beamte 2023 übrigens, eingebürgerten Migranten, die sich antisemitisch betätigen, bis zu zehn Jahre rückwirkend den Pass zu entziehen.

Banalisierung des Nationalsozialismus

Dass es bisher nicht zu der von Scholz verkündeten Abschiebung im grossen Stil kam, liegt jedenfalls nicht an fehlender politischer Macht. Die Überlegungen des Bundesinnenministeriums zum Passentzug wiederum bewegten sich ein gutes Stück ausserhalb des geltenden Rechts, deshalb verschwanden sie auch in aller Stille in der Ablage. Aber immerhin handelte es sich überhaupt um Pläne. Bei der Zusammenkunft in Potsdam plante niemand irgendetwas; dort fand die Vorstellung eines schon bekannten Buchs statt, über das eine Handvoll Leute ohne die geringste staatliche Entscheidungsbefugnis diskutierten. Übrigens auch



«Wie ein Kammerstück»: Correctiv-Recherche als Theateraufführung am Berliner Ensemble, 17. Januar.



Alle haben einen Block zu bilden: «Geheimplan»-Recherche von Correctiv, 10. Januar.

ohne jede Öffentlichkeitswirkung. Die stellte erst der Correctiv-Text her.

Was wir nicht wissen: wie viel Planung in dem Beitrag und dessen Verwertung steckt.

Der Beitrag brauchte also unbedingt die Wannseekonferenz-Anbindung, um es überhaupt zur beabsichtigten Wahrnehmungshöhe zu schaffen. Denn faktisch gibt der Text so gut wie nichts her. Was er berichtet, ist weitgehend unspektakulär; gibt es eine Skandalbehauptung wie die angebliche Forderung nach massenhafter Vertreibung von Migranten mit deutschem Pass, fehlt wieder jeder Beleg. Und nicht nur das: Teilnehmer der Veranstaltung bestreiten ausdrücklich, dass dort Begriffe wie «Deportation» oder «Vertreibung» fielen. Es entspricht also einer inneren Logik, wenn es in der Verwertungskette, die sich nach der Correctiv-Veröffentlichung in Gang setzte, überhaupt nicht mehr darum ging und geht, was jemand in dem Potsdamer Hotel tatsächlich sagte, sondern nur noch um alles, was sich um das Stichwort «Wannsee 2.0» gruppieren lässt.

Diese Metaebene entsteht nicht einfach so. An ihr wirken viele mit, und das mit grosser Hingabe. Vor allem um diese politische Verwertungskette soll es in diesem Text gehen und um ihre wichtigste Voraussetzung: die völlige Banalisierung des Nationalsozialismus, die ihrerseits nur deshalb kaum noch auf Widerspruch stösst, weil eine Mehrheit von Politikern, Medienmitarbeitern und sonstigen Influencern noch nicht einmal mehr über rudimentäre Geschichtskennntnisse verfügt.

In den meisten Medienbeiträgen zur Weiterverarbeitung der Correctiv-Vorlage spielt der Inhalt des Ursprungstextes so gut wie keine Rolle mehr, sondern nur noch das darübergelegte NS-Wannsee-Holocaust-Deutungsrastrer. *Zeit* online stellt schon in der Überschrift zu einem Interview mit einem akademischen Stichwort-

Teilnehmer bestreiten ausdrücklich, dass Begriffe wie «Deportation» oder «Vertreibung» fielen.

geber fest, das Hotel in Potsdam liege «nicht weit von der Wannseekonferenz-Villa», und fragt: «Nur Zufall?» Um den Artikel noch ein bisschen stärker auf «Wannsee» zu trimmen, steht sicherheitshalber neben einem Foto von Martin Sellner eine Abbildung, die das Modell der Wannsee-Villa zeigt.

Wie muss man sich eigentlich eine nicht-zufällige räumliche Nähe zweier älterer Gebäude vorstellen, zwischen denen keinerlei inhaltliche Verbindung existiert? Die ARD-«Tageschau» weist in ihrem Beitrag sogar ganz exakt auf eine Luftlinienentfernung von sieben Kilometern zwischen dem «Landhaus Adlon» und der Villa am Wannsee hin. An dieser Stelle ein grundsätzlicher Rat an alle wohlmeinenden Medienredaktionen des Landes: Der sehr gründliche Amateurhistoriker Harald Sandner dokumentiert in den vier Bänden seines Werks «Hitler – das Itinerar» dessen Aufenthaltsorte Tag für Tag von 1889 bis 1945 und dann noch einmal den Weg seiner Asche samt Knochenresten von

Berlin bis an die Schweinebrücke bei Biederitz, wo sowjetische Soldaten sie 1970 in das Flüsschen Ehle streuten.

Wer Sandners Liste gründlich studiert, merkt schnell, dass jeder beliebige Ort in Deutschland nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt von irgendeinem Punkt liegt, der sich mit Hitler verbinden lässt, und damit auch jedes denkbare Datum aus seinem Leben mit einem Termin der Gegenwart. Falls also das komplette Itinerar nicht schon längst in der *Zeit*-online-Zentrale in Berlin steht, also nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt vom ehemaligen Reichspropagandaministerium, dann sollte sich der Verlag schleunigst die Komplettausgabe besorgen. Wer auch noch die Daten zu anderen NS-Funktionsträgern dazunimmt, erhält zwar kein inhaltliches, aber ein räumlich-zeitlich-symbolisches Bezugsnetz. Und darauf kommt es offensichtlich an.

Pläne der britischen Regierung

Der von *Zeit* online interviewte Historiker Martin Roth streift zwar kurz den Umstand, dass auf der Wannseekonferenz Entscheidungsträger des Dritten Reichs zusammensassen, in dem Saal des Potsdamer Hotels aber ausschliesslich Leute, die gar nichts zu melden haben, wischt dieses Detail aber mit der Bemerkung zur Seite, die Runde vom Lehnitzsee stünde trotzdem in einer «fatalen Traditionslinie». Beziehungsweise, so müsste der Synthesebegriff eigentlich lauten, in einer historischen Luftlinie. Beide Häuser liegen an Gewässern. So viel steht fest. Die *Sächsische Zeitung* geht noch einen Schritt weiter, indem sie die Überschrift «Deportation für Staatsbürger:

Wer hinter Correctiv steckt – und wer die Plattform finanziert

Das Medienunternehmen Correctiv, dessen Veröffentlichung über einen angeblichen Abschiebungs-Geheimplan der AfD in Deutschland eine gewaltige politisch-mediale Welle auslöste, sieht sich als Dienstleister für die Demokratie. Das Motto der Plattform mit Gemeinnützigkeitsstatus lautet: «Recherchen für die Gesellschaft». Ihre selbsterklärte Vision: «Eine Gesellschaft, die immun ist gegen Desinformation».

Anders als viele private Medien in Deutschland verfügt Correctiv, gegründet 2014, über eine gutgefüllte Kasse, in die sowohl staatliche als auch Stiftungsgelder fließen. Die Überweisung aus dem Topf «zur strukturellen Stärkung des Journalismus» der deutschen Staatsministerin für Kultur und Medien, Claudia Roth (Grüne), aus dem Jahr 2022 nimmt sich mit 198 500 Euro im Vergleich zu anderen Fördersummen eher bescheiden aus. Im Jahr 2023 erhielt Correctiv nach eigenen Angaben noch deutlich mehr Geld aus Staatshand: 431 059,85 Euro aus der Bundeskasse, 145 338 Euro aus der Landeshauptkasse Nordrhein-Westfalen.

Deutsche Bank und Telekom

In den vergangenen Jahren gehörten auch die Staatskanzlei NRW, die Bundeszentrale für politische Bildung und die mit Steuergeld ausgestattete Grünen-nahe Heinrich-Böll-Stiftung zu den Gebern. Unter den Stiftungen, die mehrfach spendeten, ragen zwei wegen ihrer Bekanntheit heraus: die Luminate Foundation des Milliardärs und Ebay-Gründers Pierre Omidyar, die Correctiv 2023 die Summe von 661 018,53 Euro zur Verfügung stellte, ausserdem die Open Society Foundations von George Soros. Die Brost-Stiftung wiederum, deren Kapital aus dem Vermögen des Verlegers Erich Brost stammt, stand am Anfang der Correctiv-Geschichte: Die von dem ehemaligen Kanzleramtschef unter Gerhard Schröder, Bodo Hombach, geleitete Stiftung stellte mit einer Spende von 675 000 Euro 2014 gewissermassen das Startkapital. Ausserdem erhält das Medienhaus Zuwendungen von nicht namentlich aufgeführten Gönnern, die sich 2023 auf insgesamt 1,894 Millionen Euro beliefen. Ausserdem zählten in den vergangenen Jahren zwei Grossunternehmen zu den Gönnern: die Deutsche Bank und die Telekom.

Eine Nähe zu den Grünen und ihren Strukturen lässt sich nicht übersehen: Den Aufsichtsrat von Correctiv leitet Lukas Beckmann, von 1991 bis 2010 Geschäftsführer



«Hillary Clinton hat gewonnen»: Correctiv-Gründer Schraven, November 2016.

der Grünen-Bundestagsfraktion, ausserdem Gründungsgeschäftsführer der Grünen-nahen Heinrich-Böll-Stiftung und Vorstandsmitglied der Heinrich-Böll-Stiftung Brandenburg. Den Zuwendungen aus der Kasse der grünen Kulturstaatsministerin und der grünen Stiftung dürfte der gute Kontakt des Aufsichtsratschefs nicht geschadet haben. Ausserdem sass Beckmann bis 2017 im Vorstand der GLS Treuhand e. V., einer Stiftung, die progressive politische Projekte fördert – und auch zu den Spendern für Correctiv zählte.

Correctiv setzt sich, wie es im Namen schon anklingt, für journalistische Korrektheit ein, ausserdem, siehe oben, gegen Desinformation. Die Realität sieht etwas anders aus. Im November 2016 blamierte sich Correctiv-Gründer David Schraven, als er am frühen Morgen nach der Wahlnacht in den USA das Ergebnis so zusammenfasste: «Nun ist es vorbei und fast amtlich. Donald Trump hat die Präsidentenwahlen verloren. Hillary Clinton hat gewonnen. [...] Trump: ein anderes Wort für mieser Verlierer. Erinnerst an den Kampf «Rumple in the Jungle» von Muhammed Ali gegen George Foreman im Jahr 1974. Nachdem Foreman verloren hatte, musste er wegen Depressionen behandelt werden. Das steht jetzt Trump bevor.» Da sei ihm ein kleines Missgeschick passiert, meinte Schraven damals: Er habe eben für jeden Ausgang einen Text vorbereitet und dann den falschen herausgeschickt. Und dann gleich noch gespickt mit Spekulationen über Trumps mentale Gesundheit? Erstaunlich.

Ein Jahr später veröffentlichte Schraven mit einem Co-Autor kurz vor der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen eine krawallig angekündigte Geschichte über einen angeblichen «Sexskandal bei der AfD NRW». Den

gab es allerdings gar nicht: Den Kern der aufgeblasenen Story bildete die Tatsache, dass eine Landtagskandidatin der AfD sich früher in einer Internetanzeige als Prostituierte angeboten hatte, wohl eher, weil das für sie einen Fetisch darstellte. In jedem Fall handelte es sich um eine schon länger zurückliegende private und legale Angelegenheit der Politikerin, nicht um einen «Sexskandal», schon gar keinen in der Partei.

Enthüllungen? Fehlanzeige

«In unserer Arbeit setzen wir uns für Transparenz, die Enthüllung systematischer Missstände sowie freien Zugang zu Informationen ein», erklärt Correctiv auf seiner Website. Allerdings fällt auf: An wirklich wichtigen Enthüllungen der vergangenen Jahre hatte Correctiv keinen Anteil.

Nicht an den Recherchen zu dem grosszügigen Steuererlass, den das Hamburger Bankhaus Warburg in der Regierungszeit des damaligen Ersten Bürgermeisters und heutigen Bundeskanzlers Olaf Scholz erhielt – hier tat sich der Journalist Oliver Schröm hervor. Auch an der Aufdeckung des hemmungslos geschönten Lebenslaufs der heutigen Aussenministerin Annalena Baerbock und ihrer Buchplagiate kam Correctiv nicht vor: Dort leisteten die staats- und stiftungsgeldfreien Blogger Hadmut Danisch und Don Alphonso die Arbeit.

Das ganze Ausmass des Berliner Wahl-skandals, der in eine Wiederholung der Landtagswahl mündete, recherchierte ein Team von *Tichys Einblick* – ein Medium, vor dessen Publikationen Correctiv lange im halbamtlichen Stil warnte, wenn sie auf Facebook verlinkt wurden. Ein Gericht untersagte Correctiv 2020 die Herabsetzung des Konkurrenten. Neben anderen Medien gehörten Journalisten von *Tichys Einblick* auch zu den hartnäckigen Schreibern, die 2023 das Freundes- und Verwandtennetzwerk des grünen Staatssekretärs Patrick Graichen aufdröselten. Die Veröffentlichungen kosteten Robert Habecks bis dahin wichtigsten Mann das Amt. Correctiv spielte bei der Aufklärung keine Rolle.

Im «Ethikrat» von Correctiv sitzt ein prominentes Mitglied: Peter Schaar, ehemaliger Bundesbeauftragter für Datenschutz und Grünen-Mitglied. Es wäre interessant, zu hören, wie er den heimlichen Kameraeinsatz bewertet, mit dem Correctiv das private Treffen in Potsdam filmte. Bis jetzt gibt es von ihm dazu noch keine Stellungnahme.

Was die «Remigration»-Pläne der AfD bedeuten» mit einem Foto kombiniert, das Juden zeigt, die einen Viehwaggon besteigen müssen.

Die Bildunterschrift dazu lautet: «Deutschland hat schon einmal massenhaft Menschen deportiert. So sahen die Nationalsozialisten zunächst vor, die Juden nach Afrika zu schaffen, was auch die AfD nun für Zuwanderer plant, mit und ohne deutsche Staatsbürgerschaft.» Das lässt sich nur im Stil der Sender-Eriwan-Geschichten entwirren: Im Prinzip richtig, nur dass es keine AfD-Pläne gibt, massenhaft deutsche Staatsbürger nach Afrika zu bringen, sondern nur einen noch nicht verwirklichten Remigrationsplan der britischen Regierung, der allerdings nicht vorsieht, britische oder sonstige europäische Bürger, sondern abgelehnte Asylbewerber überwiegend aus Afrika zurück nach Afrika zu fliegen, konkret nach Ruanda. Das englische Wort *deportation* entspricht übrigens der deutschen «Abschiebung», die das Gesetz nach wie vor für abgelehnte Asylbewerber ohne Bleiberecht vorsieht.

Nicht die «Recherchen zu Potsdam» selbst können und sollen ein «Wendepunkt» sein, wie der Korrespondent im ARD-Hauptstadtstudio, Gábor Halász, hofft, wohl aber ihre Fortsetzung, konzipiert als serielle Veroperung durch Medien, Polit- und Kulturbetrieb.

Schiessbudenfiguren im Frack

Auffallend oft tauchen Begriffe aus der Film- und Theaterwelt auf. Die Correctiv-Schreibmannschaft stellt fest, die Zusammenkunft in Potsdam wirke «wie ein Kammerspiel – ist aber Realität». Bei *Zeit* online: «Es könnte eine Netflixserie sein. Es ist aber Realität.» Das Berliner Ensemble brachte die Story in Zusammenarbeit mit dem Volkstheater Wien und Correctiv sogar auf die Bühne. Das Stück zeigt in einer Art Revue zum einen Verschwörer haarscharf vor der Machtergreifung, gleichzeitig aber auch eine Ansammlung von Schiessbudenfiguren im Frack, die mit ihrer unentwegten Selbstkommentierung nicht bedrohlich, sondern lächerlich wirken.

Wer fragt, wann das Musical folge, liegt gar nicht so weit weg von der Entwicklung. Die SPD-Bundestagsfraktion schickte ein Video in die Social-Media-Kanäle, in dem Laienschauspieler AfD-Agitatoren mimen und Rollenprosa in die Kamera sprechen, mit der sie sich selbst als Menschenfeinde überführen, und zwar in einer Weise, gegen die das DDR-Staatskabarett im Rückblick geradezu subtil wirkt.

Auch in der Selbstdarstellung im Auditorium des Berliner Ensembles und den Demonstrationen der extrabreiten Bündnisse gegen rechts von Extinction Rebellion bis Junge Union unter Teilnahme von Regierungsvertretern setzt sich der bühnenhafte Stil fort. Was in Köln, Potsdam, Leip-

zig und anderswo stattfand, wirkt eher wie ein bundesweiter Sophie-Scholl-Ähnlichkeitswettbewerb. «Das Auffälligste an den vielen Anti-AfD-Demos», heisst es in der *Zeit*, sei «die besondere Energie, die hier zu spüren war: Freudige Gesichter überall, gerötet nicht nur von der Kälte, sondern auch vom erhebenden Gefühl, endlich zu handeln, statt zu hadern.»

Hätte sich die Potsdamer Veranstaltung auch nur annähernd in dem Bereich echter Verschwörung bewegt, wäre das Unterstellte dort tatsächlich besprochen worden, gäbe es auch nur die leiseste Möglichkeit der Umsetzung, stünde ernsthaft eine Abschaffung der parla-

Karnevaleske Aufführung und Faschismusbeschwörung passen hier mühelos zusammen.

mentarischen Demokratie bevor – dann fänden die Demonstrationen nicht vermutlich als erhebendes Event der Moralelite statt, untergehakt mit den Regierungsspitzen und begleitet von einem Medienorchester. Dann würden die Demonstranten sich nicht für X und Instagram wechselseitig fotografieren als vor Selbsterhebung gerötete Helden der Zwischenzeit; für die eine Diktatur acht Jahrzehnte zu spät, für die kommende Machtergreifung der Lehnitzsee-Runde aber noch ein bisschen zu früh. Wäre es wirklich ernst, würde die drohende Gefahr nicht auf der Bühne nachgespielt und mit albernem Agitprop-Videos bekämpft.

Grosskundgebungen mit Politikern, illuminierte Marschblöcke, Aufrufe zum Zusammenstehen und zur Einebnung aller Parteidifferenzen stellen überhaupt die denkbar schlechtesten Mittel zur Bekämpfung einer angeblich drohenden Diktatur dar, erst recht,

wenn das Bild dieser Diktatur auch noch konsequent nach NS-Schablonen gezeichnet wird. Hätte Correctiv wirklich eine echte Gefahr aufgedeckt, dann hätte die Plattform mit der Publikation kaum von November bis Januar gewartet. Aber die spontanen Kundgebungen musste ja schliesslich erst jemand organisieren. Auch einen Abend im Spielplan samt Kapazitäten räumt niemand von jetzt auf gleich frei.

Sophie Scholl als Bloggerin

Für die Protagonisten selbst passen karnevaleske Aufführung und Faschismusbeschwörung mühelos zusammen. Das liesse sich nicht erklären ohne das hemmungslos banalisierte Gegenwartsbild des Nationalsozialismus. Dass in der Verkoppelung Potsdam-Wannsee der mindestens zwanzig Jahre alte Forschungsstand zur Wannseekonferenz über Bord fliegt und stattdessen die längst widerlegte Behauptung wieder nach oben treibt, in der Wannsee-Villa sei der Holocaust beschlossen worden, stellt noch das kleinste Problem dar. (Der Holocaust begann schon im Jahr vorher, Himmler erteilte den Auftrag zur Errichtung von Auschwitz-Birkenau im März 1941, die ersten Vergasungen fanden einige Monate später statt, die ersten Erschiessungen von Juden mit deutscher Staatsbürgerschaft im Getto von Riga ebenfalls. Die Wannseekonferenz 1942 diente der effizienteren Verzahnung verschiedener NS-Bürokratieebenen in einem Massenmordprozess, der bereits lief.)

Das fällt in den Bereich von Historikern, die ohnehin das öffentliche Bild der NS-Zeit kaum noch beeinflussen. Sie stöhnten schon, als weiland Guido Knopp Hitler durch den Serienfleischwolf drehte («Hitlers Helfer», «Hitlers Frauen», «Hitlers Kinder») und jede Möglichkeit irgendwelcher struktureller Erkenntnisse unter einer dicken Melange aus Personalisie-



Grosskundgebungen mit Politikern: Kanzler Scholz (M.), Aussenministerin Baerbock (r.), 14. Januar.



«Ich glaube an Deutschland»

**Roger Köppel spricht in Magdeburg
Alle sind herzlichst willkommen!**

Dienstag, 6. Februar 2024

Ort: AMO Kulturhaus
Erich-Weinert-Strasse 27
39104 Magdeburg

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Eintritt: Euro 15,-

Bitte melden Sie sich an: www.weltwoche.de/magdeburg

Teilnehmerzahl beschränkt. Wir freuen uns auf Sie!

zung, hochbedeutender Musik und Kommentaren erstickte. Die «Knoppagenda» wirkt allerdings vergleichsweise noch seriös im Vergleich mit der Verhäckselung der Geschichte von Sophie und Hans Scholl zur Instagram-Story, die Bayerischer Rundfunk und Südwestrundfunk 2022 speziell einem jungen Publikum servierten. Darin tritt Sophie Scholl ganz ernsthaft als «Widerstandskämpferin/Bloggerin» auf, die ihren Untergrundkampf gegenüber imaginären Followern auf Social Media kommentiert, «hautnah, emotional und in nachempfunderer Echtzeit», wie die ARD ihre Geschichtsumarbeitung lobt.

Das sieht dann folgendermassen aus: In einem ihrer Instagram-Einträge unter dem Serientitel «Meine Woche» berichtet die Scholl-Figur, sie habe sich beim Verteilen der Flugblätter schon ein bisschen «mulmig» gefühlt. In einer Spielszene erzählt der Hans-Scholl-Darsteller, blondgescheitelt und idealtypisch für die Hitler-Jugend (HJ), in der der echte Hans Scholl ja auch Mitglied war, ihn hätten «Typen auf der Strasse verfolgt. Wahrscheinlich, weil denen mein Gesicht nicht gefiel.»

Willkommen im Instagram-Nazireich

Hans führt auch eine neue Mitstreiterin in die geheime Flugblattwerkstatt, die Neue erklärt: «Ich finde wichtig, was ihr macht», die ARD-Sophie erwidert ohne jede Nachfrage: «Wir können jede Hilfe brauchen.» In diesem Instagram-Nazireich finden am Ende zwar die Hinrichtungen statt, ansonsten zeichnet sich das Regime dort aber dadurch aus, dass finstere Typen blonden deutschen Jugendlichen auf der Strasse nachschleichen und Figuren des Widerstands so reden, als sässen sie heute im Büro einer steuergeldfinanzierten NGO.

Den religiösen Hintergrund, der für die echte Sophie Scholl eine grosse Rolle spielte, liessen ihre Instagram-Verwerter mit sicherem Instinkt weg; er hätte ihr Zielpublikum nur irritiert. Nur diese hemmungslose Banalisierung macht es überhaupt möglich, Wieder-gänger der Nazis und Hitler in allem und jedem zu beschwören. Nur durch dieses Doppeldenk konnten Wohlgesinnte während der Corona-Zeit auf Twitter Demonstranten gegen die Corona-Massnahmen als Nazis befeuern und parallel fordern, sie in Konzentrationslager zu sperren. Nur diese Geisteshaltung macht es möglich, den protestierenden Bauern «völkische» und rechtsextreme Beweggründe zu unterstellen, kurzum, sie einzubräunen, und für sie mit dem allerbesten Gewissen «ein bisschen Sippenhaft» zu fordern, wie in der *Wirtschaftswoche* geschehen. Warum nicht auch ein bisschen Schutzhaft und Lager? Ein Redakteur des *Tagesspiegels* erkannte erschüttert eine Nähe der protestierenden Bauern zum Nürnberger Reichsparteitag und liess sich

auch nicht davon bremsen, dass die Traktoren auf dem Volksfestplatz in Nürnberg parkten (auf seinem mitgetwitterten Foto ist das frühere Reichsparteitagsgelände nicht einmal zu sehen).

Wenn Traktoren in Nürnberg Angehörige dieses Milieus schon an Reichsparteitage gemahnen, wenn der Vizekanzler schon friedliche Bauernproteste zum Umsturzversuch aufbläst, dann, so die umgekehrte Wirkung, handelte es sich beim Nationalsozialismus inklusive Schoah auch nicht mehr um einen zivilisatorischen Abgrund, sondern um eine Requisitenkiste, aus der sich jeder greifen kann, was gerade zu seinen politischen Zwecken passt.

Mit dieser Wahrnehmungsspaltung stellen Politiker und sonstige Demonstranten auch ihren Massnahmenkatalog zusammen, der die drohende Diktatur im letzten Moment noch verhindern soll: Verbot der zweitgrössten und der im Osten stärksten Oppositionspartei, Aberkennung der Bürgerrechte für einen ihrer Politiker, Grosskundgebungen ausdrücklich «gegen rechts», also gegen das gesamte politische Spektrum jenseits von Ruprecht Polenz, und, wie von Familienministerin Lisa Paus angekündigt, noch mehr Geld für staatsfinanzierte «zivilgesellschaftliche Kräfte», die nach ihren Worten mit der «Polizei und Sicherheitskräften» als halboffizielle Ordnungsmacht zusammenwirken sollen. Ob eine Aberkennung des aktiven und des passiven Wahlrechts überhaupt möglich ist, das nur nebenbei, darüber streiten Verfassungsrechtler. Der einschlägige Artikel 18 zum Grundrechtsentzug lässt die Möglichkeit offen, erwähnt aber dieses Grundrecht in seiner Aufzählung nicht. Dafür ein anderes: Wer das Asylrecht dazu missbraucht, die freiheitliche Ordnung anzugreifen, dem kann es entzogen werden. Darüber entscheiden aber wie über jeden Grundrechtsentzug nicht eine Petition

und die fordernde Menge, sondern das Bundesverfassungsgericht im Einzelfall.

Die kognitive Dissonanz, die schon am Anfang der Inszenierung stand, setzt sich wie eine Welle in die Grosskundgebungen fort, die am Wochenende in Dutzenden deutschen Städten stattfanden. Einerseits behaupten die Initiatoren, hier würden die ganz grossen Bündnisse aller Demokraten geschlossen. Andererseits hiess es auf Hunderten Schildern: «gegen rechts», also gegen ein ganzes politisches Spektrum. In München hiess es auf mitgeführten Demo-Papen: «Menschenrechte statt rechter Menschen». Auf anderen: «Kein Mensch ist illegal». Auf der Leopoldstrasse skandierten Demonstranten: «Ganz München hasst die AfD» – und zwar auch diejenigen, die fröhlich Schilder mit dem Spruch «Hass ist keine Meinung» vor sich hertrugen. In Hamburg störte sich offenbar niemand an einer

Niemand mehr darf mit einer Ansicht aus der Reihe tanzen, die der AfD auch nur nahekommt.

Gruppe von Teilnehmern mit Palästinaflaggen und dem Transparent «Zionismus ist rechts» – «Zionismus» gilt in diesen Kreisen als Chiffre dafür, dass überhaupt Juden im Nahen Osten leben. Die Verantwortlichen der vorgeblichen Demokratieschutz-Kundgebungen sahen auch kein Problem darin, dass Organisationen wie Extinction Rebellion mitmarschieren, die gar keinen Hehl aus ihrer Gewaltbereitschaft machen. Auf X schrieb die Organisatorin der Münchner Demonstration, Lisa Poettinger, sie habe kein Problem damit, private Adressen von «Nazis, Klimafaschisten, Konzerneigentümer:innen» zu veröffentlichen, und teilte auch gleich mit, zu welchem Zweck: «Haus mit Farbe bemalen,



Sieben Kilometer zum Wannsee: «Landhaus Adlon».

Graffiti, cool». Nur Gewalt finde sie «schwierig». Eine direkte Ablehnung muss man darin nicht lesen. Ein Münchner Demonstrant brachte auf seinem Pappschild das Motto der Bewegung auf einen Satz: «Alles ausser rechts».

Besser könnten diejenigen, die aus der Correctiv-Kolportage einen realen Wendepunkt für das ganze Land machen wollen, ihre Gesellschaftsvorstellung gar nicht beschreiben. Alle Parteien ausser der einen dürfen sich nur noch in ihren Farben

unterscheiden, alle haben einen Block zu bilden, und in dieser Blockbildung darf bei den Themen Migration, aber auch bei allen anderen niemand mehr mit einer Ansicht aus der Reihe tanzen, die der AfD auch nur nahekommmt – etwa bei der Abschiebung von Migranten ohne Bleiberecht im grossen Stil, wie sie Scholz eben noch ankündigte. Unter diesen Bedingungen wäre selbst ein Rest letzter Rationalität in politischen Debatten nicht mehr möglich. Eigentlich gar keine politische Auseinandersetzung, weil alles und jedes sofort zum Gefühlsbekenntnis erstarrt und die Staatsspitze keine Parteien mehr kennt, sondern nur noch «Weisse Rosen» auf der einen und künftige Naziherrscher auf der anderen Seite. Vor allem muss die Regierung sich nicht mehr damit beschäftigen, wieweit sie selbst mit ihrer Politik die Bauernproteste und die Umfrageergebnisse der AfD verursacht. Denn jedwede Opposition ist neuerdings nur die Wiederholung von AfD-Narrativen.

Wie damals in der «Aktuellen Kamera»

Zur Begründung des Ausnahmezustands – und darauf läuft es hinaus – führen Politiker wie Nancy Faeser, Lars Klingbeil und viele ihrer Verstärker in den Medien an, jetzt, mit Wannsee-Potsdam, habe die AfD endgültig «ihre Maske fallengelassen». Abgesehen davon, dass es sich in Potsdam gar nicht um eine AfD-Veranstaltung handelte: welche Maske? Schon der längst aus der Partei ausgetretene Mitgründer und Wirtschaftsprofessor Bernd Lucke, der sich eigentlich nur mit dem Euro beschäftigte, war bekanntlich in der medialen Darstellung ein Rudolf Höss im Karstadt-Pulli. Das Bild Frauke Petrys, ebenfalls Ex-Führungsfigur und heute Kronzeugin für die Radikalisierung, hob der *Spiegel* vor dem Hintergrund des echten Reichsparteitagfeldes aufs Titelblatt. Aber eben deshalb, weil die Dauerentlarvung nach diesem Schema sich schon längst nicht mehr steigern lässt, beginnt jetzt der Versuch – da die Regierenden die Möglichkeit, ihre Politik zu ändern, offensichtlich von vornherein verwerfen –, den Charakter des Landes ganz real zu verändern.



«Rückführungsoffensive»:
Spiegel-Cover, Oktober 2023.

UdSSR». Wie jeder in der DDR wusste, standen an dem Denkmal immer Polizisten Wache – nur in dieser Nacht nicht, als die Buchstabenmaler kamen. Sämtliche SED-Blätter und die «Aktuelle Kamera» machten daraus umgehend ein Fanal für eine bevorstehende rechtsradikale Macht ergreifung. In dem Land, in dem sonst wenig funktionierte und das an Benzinmangel litt, karrten Busse wenig später eine Viertelmillion Menschen aus allen Republikwinkeln nach Treptow, damit sie einer Ansprache des damali-

Wer alles zusammenzählt, der kann den Plan einer renovierten DDR nicht übersehen.

gen SED-PDS-Vorsitzenden Gregor Gysi lauschten. Jetzt müssten umgehend Massnahmen ergriffen werden, rief er in die Menge, «sonst brauchen wir über demokratische Entwicklung gar nicht zu reden». *Das Neue Deutschland* machte mit der Forderung auf: «Unser Land braucht jetzt eine breite Einheitsfront gegen rechts».

Für diesen Versuch der SED, mit dieser Aktion noch einmal die Meinungshoheit an sich zu reissen, war es Anfang 1990 zu spät. Die Lawine vom Herbst 1989 liess sich nicht mehr stoppen. Das, was sich ein Spektrum von Faeser bis zu Antifa und Extinction Rebellion als neue Ordnung erträumt, gleicht allerdings verblüffend dieser DDR-Spätphase nach dem Mauerfall, in dem Gysi und andere noch versuchten, einen sanften Autoritarismus zu etablieren, idealerweise später auch mit Westgeld. Es sollte keinen Erich Honecker mehr geben, aber eben Gysi und einen auf DDR-Antifaschismus verpflichteten Parteienblock unter der Führung einer etwas umgebauten SED und eine Diffamierung all derjenigen, die dabei nicht mitmachen wollten. Keine Stasi mehr, aber ein «Amt für Nationale Sicherheit», keine strikte Zensur mehr, aber ein informelles Einverständnis darüber, wer Zugang zu den grossen Bühnen erhält und wer als Hasser und Hetzer unter Beobachtung steht.

Einen ähnlichen Versuch, mit einem bis heute nicht aufgeklärten Ereignis einen politischen Umschwung zu bewirken, gab es schon einmal, nämlich im Januar 1990. Damals schmierte ein unbekannter Trupp Parolen auf den Sockel des sowjetischen Ehrenmals in Treptow im Osten Berlins, sehr gross, ausführlich und noch nicht einmal spezifisch rechtsradikal: «Nationalismus für ein Europa freier Völker» hiess es da, und: «Sprengt das letzte Völkergefä(n)gnis, sprengt die

Wer alles zusammenzählt, was derzeit geschieht und noch geschehen soll, der kann die Ähnlichkeiten – und hier sind es echte Ähnlichkeiten – mit dem Plan einer renovierten DDR nicht übersehen. Da beginnt der «Tagesthemen»-Kommentator mit einem Lob für den Chef des Inlandgeheimdienstes und endet mit einem Tadel für die Union, weil sie es in dieser Ausnahmelage immer noch wagt, die Regierung zu kritisieren. Da spricht ein WDR-Reporter die engagierte Kundgebungsrede gegen rechts gleich selbst ins Mikro. Eine grüne Rundfunkrätin lobt sich öffentlich dafür, in die Berichterstattung der «Tagesschau» eingegriffen zu haben, weil die ARD zuerst die Aufmärsche gegen rechts in ihren Nachrichten nicht ausreichend würdigte. Und der Sender parierte.

Kolonnen der Wohlgesinnten

Die neue politische Ordnung nach einem abgeschlossenen Moralputsch würde dann von einer übergrossen Koalition von Berufspolitikern bis Berufsaktivisten unter Begleitung fast aller Medien beherrscht, die einen permanenten Ausnahmezustand erklären, weil im Wochentakt Berichte über immer neue hochgefährliche Netzwerke erscheinen. Parteiverbote, Aberkennung von Grundrechten und staatlich gelenkte und mitfinanzierte Kundgebungen, gut und gern auch vor Privathäusern, wären die Instrumente gegen alle, die noch ernsthaft abweichen. Diese Machtanwendung würde sich natürlich nicht auf die AfD beschränken. Wenn sie tatsächlich verschwände, würden einfach die politisch Nächstgelegenen als Hitler-Wiedergängerverein gelten, der mindestens finanziell erdrosselt gehörte. Einige CDU-Mitglieder vermelden schon stolz ihre Teilnahme an den Gegen-rechts-Märschen, in der nicht unberechtigten Erwartung, das möge wohlwollend registriert werden.

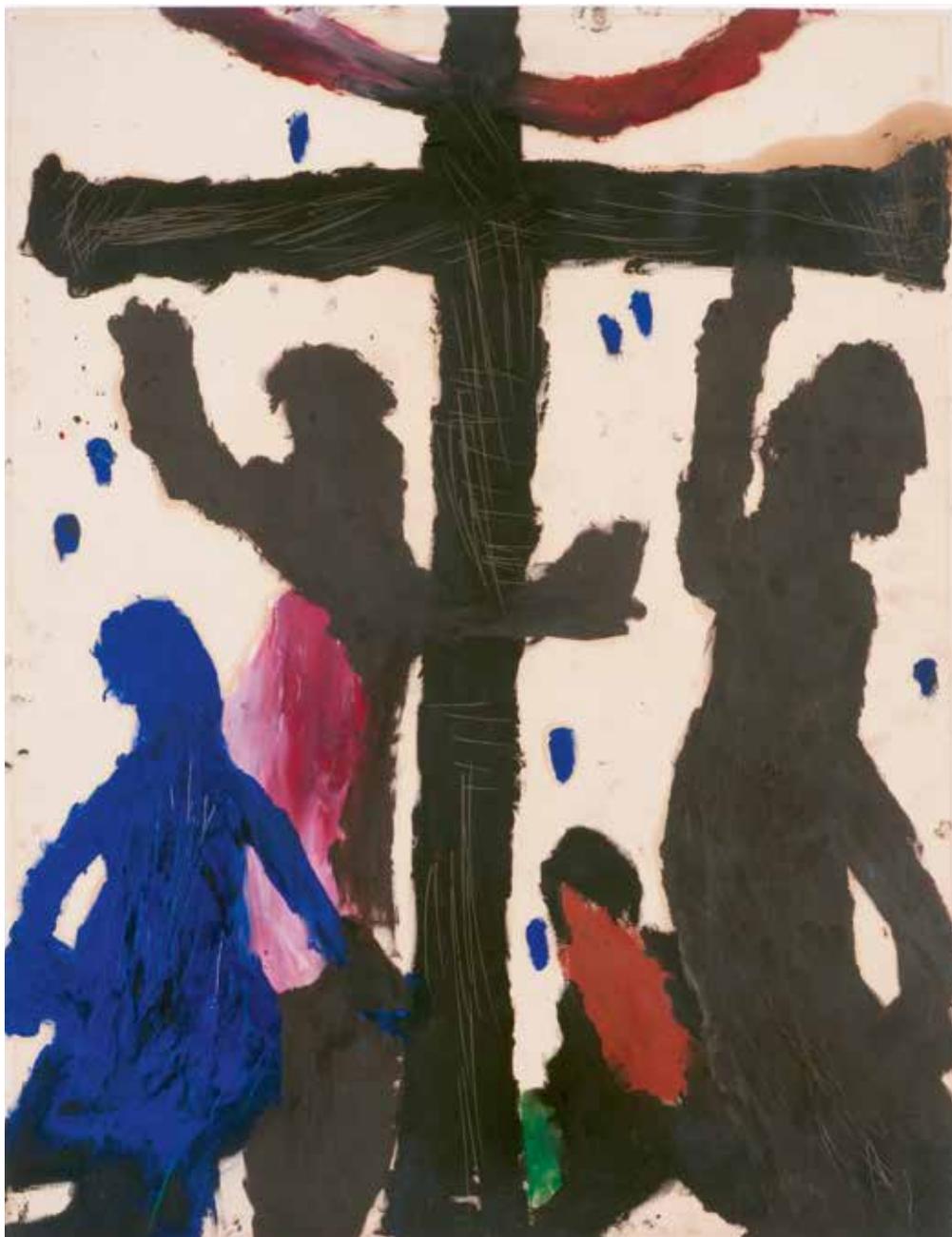
In dieser Gesellschaft neuen Typs gäbe es – falls nicht noch echte Bürger sich gegen die Entwicklung stellen – nur noch zwei Richtungen: Zum einen führt die Kolonne der Wohlgesinnten in die bessere Transformationszukunft, mit der Begründung, das sei der einzige Weg, der NS-Vergangenheit zu entkommen, die immer ganz dicht auf den Fersen folgt. Auf der anderen Seite laufen alle, die nicht mitwollen, folglich dem Faschismus in die Arme. Das Dritte Reich beziehungsweise seine zurechtgeknetete Theaterbühnen-Steinmeier-Reden-Instagram-Version wäre dann endgültig das Mass aller politischen Dinge. Wir stehen tatsächlich an einem gesellschaftlichen Kippunkt. Nur eben in eine etwas andere Richtung, als es diejenigen glauben machen, die gerade wirklich den Hebel am alten und schon etwas schwachen Verfassungsstaat ansetzen.

Alexander Wendt ist Journalist und Buchautor in München. Dieser Text erschien zuerst bei *Tichys Einblick* und *Publico*.

LITERATUR UND KUNST

Die Kuh ist keine
Umweltsünderin –
im Gegenteil!
Cora Stephan,
Seite 60

Herausgegeben von Daniel Weber



Sein Weg schien klar.

Louis Soutter, *The Empty Cross*, 1939 – Ganz zuletzt gab es nur noch die Malerei, nichts anderes mehr, keine Menschen, nur noch mehr Flucht in sich selbst. Der Waadtländer Louis Soutter (1871–1942) malte jetzt mit den Händen diese verzweifelt wilden Bilder seiner nackten Seelen.

Er hatte alles verloren, alles Weltliche, schon lange, ob er sich dann fand oder nur die Erfüllung im eigenen Wahnsinn, ist nicht klar. Hermann Hesse dichtete über ihn: «Nicht korrekt, nicht schön, sondern richtig. Mal ich mit Tinte und Blut, male ich wahr. Wahrheit ist schrecklich.»

Soutter kam aus gutbürgerlichem Hause in Morges, der Vater Apotheker, die Mutter Musikerin. Der Vater ein Ignorant, die Mutter boshaft streng. Louis flüchtete nach Brüssel, wurde Violinist, ein guter, studierte nebenher Malerei in Lausanne und Paris. Sein Weg schien klar.

In Brüssel lernte er eine Frau kennen, eine Amerikanerin, heiratete sie, zog mit ihr nach Colorado Springs. Er kam von seinem Weg ab. Er landete als Kunstprofessor in einem College. Aus seinem Traum wurden zwei Alpträume: Seine Bilder blieben in ihm drin und metastasierten wie ein Geschwür. Die Ehe machte ihn zusätzlich krank. Er kehrte zurück in die Schweiz, halber ausgelöscht, fand Platz im Genfer Sinfonieorchester unter den ersten Geigern. Glücklicherweise machte ihn das auch nicht. Er versank immer mehr in sich selbst. Seine Familie entmündigte ihn und steckte ihn in ein Seniorenheim. Louis war zu einer Gefahr für das Familienvermögen geworden. Anfangs kam ihn Le Corbusier, ein Cousin, noch besuchen, aber sie zerstritten sich. Le Corbusier mochte den Faschismus, Soutter nicht.

Neunzehn Jahre verbrachte er im Heim, allein. Drei Jahre vor seinem Tod malte er dieses Kreuz ohne Jesus, die Menschen, die sich zu ihm hindrängen, die nur zu ahnen scheinen, wenn überhaupt, was ihm das Leben mit auf den Weg gab – dass es keine Erlösung gibt, vielleicht nicht mal im Tod. *Michael Bahnerth*

Lob des Rindviehs

Zwischen Klimadebatten und Bauernprotesten nimmt uns Florian Schwinn mit auf eine Reise, die unseren Blick auf Naturschutz und Biodiversität grundlegend verändern könnte.

Cora Stephan

Florian Schwinn: Die Klima-Kuh.
Von der Umweltsünderin zur Weltenretterin.
Westend. 240 S., Fr. 34.90

*Alle guten Dinge haben etwas Lässiges
und liegen wie Kühe auf der Wiese.*

Friedrich Nietzsche

Es säuft, furzt, rülpt unaufhörlich: das Rindvieh. Es jagt das Treibhausgas Methan in die Luft, es säuft kostbares Wasser, es verseucht den Boden mit seinen Verdauungsprodukten. Kurz: Klimatod, dein Name sei Kuh! Also weg mit den Viechern, meinen nicht nur Veganer. Der Ruf nach Rindermetzeln liegt regelrecht im Trend. Irlands Regierung etwa schlug im Juli 2023 in einem internen Papier vor, 200 000 Kühe zu keulen – keulen, das heisst töten ohne Verwertungsabsicht.

Die niederländische Partei für die Tiere (PvdD/Grüne) fordert in ihrem Wahlprogramm eine Verringerung des Viehbestands um 75 Prozent. «Die Viehwirtschaft ist einer der grössten Emitenten von Treibhausgasen und die Ursache für die Naturkrise. Sie führt zur Verschmutzung unseres Grundwassers, [...] zu gesundheitlichen Schäden für die Anwohner, zum Verlust von fruchtbaren Böden, zur Abholzung von Wäldern und zu einem grösseren Risiko einer weiteren Pandemie», heisst es im Parteiprogramm. Genau: Sind nicht überhaupt die Bauern schuld an Corona, wie einst Renate Künast behauptete?

Auch die niederländische Regierung hat Reduktionsziele für die Stickstoffemissionen im ganzen Land vorgeschlagen. Rund ein Drittel der Landwirte würde danach voraussichtlich die Tierhaltung aufgeben müssen.

Kein Wunder, dass nun auch die deutschen Bauern auf die Barrikaden gehen – nein, nicht nur weil sie für Traktoren samt Anhängern plötzlich Kfz-Steuer zahlen sollen, obwohl sie diese nur wenige Strassenkilometer vom Hof aufs Feld überhaupt nutzen. Sondern weil sie mit immer mehr Vorschriften kujoniert werden – von einer Regierung, die freudig Mistkübel über die verachteten Bauern ausschüttet. Aus-

gerechnet der Agrarminister ist Veganer, also kein Freund von Schwein und Rind. Was brauchen wir nationale Landwirtschaft, scheinen viele Fleischverächter zu denken, wenn wir Bio umweltfreundlich (für uns) aus dem Ausland importieren können?

Wie sähe es also bei uns aus, wenn wir keine Kühe mehr hätten? Man stelle sich die Kulturlandschaft ohne grasende Rinder vor: Fröhlich drehen sich Tausende von Windmaschinen über verkrauteten Wiesen und Krüppelwäldchen, durchzogen von Fahrradwegen, die indes niemand mehr benutzt. Denn das Szenario ist trostlos.

Weidekühe haben keine Lobby

Die Sehnsucht geht eher nach jener bukolischen Landschaft, für die insbesondere die Schweiz bekannt ist: weite grüne Matten, durchsetzt mit Bächen und Hecken, Wiesen, auf denen sie liegen und wiederkäuen, die Schwarzbunten, das Fleckvieh, die Gehörnten und die hornlosen Galloways. Das milchkaffee-farbene Braunvieh, die freundlichen Limousins. Ohne sie gäbe es diese Landschaft nicht.

Ein «landschaftliches Zuhause» nennt Florian Schwinn das in seiner Liebeserklärung an die Kuh – eine Pastorale, auch ohne Hirten. Sein Buch ist die passende Gegenerzählung zu jener Verachtung, die die Bauern etwa in Deutsch-

land derzeit auf die Strasse treibt. Mehr als zwei Drittel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche der Erde sind Grünland, aus dem kein Acker werden kann. Und niemand sonst als die Kuh ist in der Lage, das Weidegras zu verdauen – und dabei, lautet prompt der Einspruch, Methan in die Atmosphäre zu entlassen, das weit gefährlicher sei als CO₂ (allerdings weit schneller zerfällt).

Dabei produziert nicht die Kuh Methan; das tun die Mikroorganismen, mit denen sich die Rinder im Laufe der Evolution symbiotisch eingelassen haben. Denn nur mit Hilfe der kleinsten Lebewesen ist es ihnen gelungen, die Energie der Zellulose für sich nutzbar zu machen. Menschen können sich von Gras nicht ernähren. Sie haben die Graslandschaften im Laufe der Evolution zwar genutzt. Hergestellt und erhalten haben diese allerdings die Weidetiere. Mit einem «Wunderding», dem Magen der Wiederkäuer.

Kühe können etwas Einzigartiges: Unverdauliches verdauen. Beim Weiden gestalten sie eine ganze Kulturlandschaft, indem sie Wege anlegen, durch Beweidung Artenvielfalt bewirken, Humus bilden, kurz: Landwirtschaft und Naturschutz versöhnen. Denn Weideland ist der beste Kohlenstoffspeicher, effektiver als der Wald. Der Rinderkult sei eine unserer ersten Religionen gewesen, schreibt Schwinn: «Unsere Ahnen verehrten das Tier, das ihr Überleben sicherte. Auf dem Rücken der Rinder haben sie unsere Kultur aufgebaut.»

Doch nur eine Minderheit der Landwirte lässt Rinder heute noch das ganze Jahr über auf der Weide. Dabei haben einzelne Projekte bereits überzeugend bewiesen, wie das Zusammenspiel von Kuh und Grünland Fruchtbarkeit und Artenvielfalt generiert. Florian Schwinn hat einige von ihnen besucht, etwa «Bunde Wischen» (Bunte Wiesen) bei Schleswig oder das Hofgut Lindenberg im hessischen Hügelland am Flüsschen Kinzig, den Hof Sophiental in Schleswig-Holstein. Oder die «Wilde Rinder Weide» der Stiftung Insel Hombroich. Oder die einst militärischer Nutzung überlassenen Gebiete in der Oranienbaumer Heide. Heute sind sie wieder Pioniere, die das einst Übliche tun: die Kühe auf





Kühe können etwas Einzigartiges: Unverdauliches verdauen.

die Weide treiben. Denn erst mit der Industrialisierung sind die Rinder im Stall gelandet.

Da fragt man sich mit dem Autor, warum Ackerland weiterhin höher subventioniert wird als Grünland und Weide? Die Kühe haben keine Lobby. Ganz im Gegenteil. Nicht nur rülpsen und furzen sie Klimagifte in die Luft, sie verbrauchen auch, so will es eines der modernen Märchen, Unmengen an Wasser – die Produktion eines Kilos Rindfleisch koste 15 000 Liter Wasser, so tönt es in Radio und TV. Eine Legende: Demnach müsste ein Bulle bei einer Mastdauer von achtzehn Monaten jeden Tag über 11 000 Liter Wasser trinken. Ein Ding der Unmöglichkeit, ein Märchen, das mittlerweile kaum noch aus der Welt zu schaffen ist.

Die Romantiker bevorzugen im Übrigen eher den Wolf als das dicke, dumme Rind – mit der Folge, dass Weidehaltung immer schwieriger

wird, vor allem wenn man den Wolf nicht schiessen darf. Und so verschwinden immer mehr Schafe von den Deichen, die das Gras kurz fressen, die Grasnarbe festtreten und damit die Deiche stabilisieren, da man sie dort vor dem Wolf

Die Bauern können alles, von Klimaschutz bis Artenschutz. Sie müssen nur davon leben können.

nicht schützen kann. Ein naturgeschütztes Tier stört also den Naturschutz, den Nutztiere auf der Weide herstellen könnten.

Herdenschutzhunde? Ja, aber nur, wenn sie nachts nicht bellen: Eine Schäferin muss absurderweise ihre Hunde nachts im Haus halten, also just dann, wenn sie dringend gebraucht werden.

Schwinn's Blick auf die pastorale Idylle mag auf manchen romantisch wirken, doch romantisierend ist eher die Vorstellung, ein von Weidetieren befreites Land sei naturnah und artenreich. Das Gegenteil ist der Fall, wie Schwinn an vielen Beispielen belegt. Seine Liebeserklärung an das Rindvieh fliegt auf in lichte Höhen, wenn es tief in die Materie geht – wenn es sich um das dreht, was nach Äsen und Verdauen entsteht: das braune «Gold der Biodiversität», der Kuhfladen.

Allein dieses Biotops wegen ist die Kuhweide ein Paradies der Artenvielfalt, denn damit hat das Rind «eine Kinderstube gepflanzt». Erst für die Dungfliegen, dann für die Dungkäfer und Regenwürmer, die den Dung in Humus verwandeln. Australien jedenfalls hat 43 Dungkäfer-Arten aus Europa importiert und damit die Anzahl der krankheitserregenden Buschfliegen verringert.

Nukleus unserer ganzen Kultur

Womöglich ist es übertrieben, wenn ein Forscher behauptet, ein 600 Kilogramm schweres Rind liefere im Laufe eines Jahres über elf Tonnen Dung auf Weideflächen, der durch 120 Kilogramm Insektenlarven genutzt wird – auch ein bisschen weniger wäre viel. Die allseits beliebten Blühstreifen neben der Mais-Monokultur helfen wenig im Vergleich mit einer ordentlichen Sammlung Kuhfladen. Womöglich hat das allseits beklagte Insektensterben weniger mit diesem oder jenem Pflanzenschutzmittel zu tun, sondern mit dem Rückgang der Weidehaltung?

Wichtiger als die Aufforstung wäre ein fließender Übergang zwischen Wald und Weide. Vieles spricht dafür, dass die natürliche Landschaft Mitteleuropas kein dichter Hochwald war, sondern eine Landschaft, die von Weidetieren gestaltet wurde. Vom Rind, dem frühen Begleiter der Menschen. So wie die Kuh der Nukleus unserer ganzen Kultur ist, weil wir unsere Zivilisation auf dem Rücken der Rinder aufgebaut haben, so kann die «Kuhwende» der Nukleus einer umfassenden Agrarwende werden, behauptet Schwinn – und nicht nur er. Besser Rinder auf der Weide als mit Windmühlen zubetonierte Wälder.

Romantische Wunschvorstellung? Ganz im Gegenteil. Es ist, wie auch der bekannte Agrar-blogger «Bauer Willi» schreibt: Die Bauern können alles, von Klimaschutz bis Artenschutz. Sie müssen nur davon leben können. Viele von denen, die jüngst auf die Strasse gingen, warten nur auf den entsprechenden Auftrag.

Erfinder des HD Läppli

Rolf Hürzeler

René Lüchinger, Birgitta Willmann:
Rasser – Kabarett Schweiz.
Christoph-Merian-Verlag. 376 S., Fr. 61.90

Nach dem Schrecken des Zweiten Weltkriegs kommt die Heiterkeit. Das Publikum ist «von seinen Lachkrämpfen erst erlöst, als nach Mitternacht der letzte Vorhang fällt – tosender Applaus». Der Kabarettist Alfred Rasser feierte im Basler Küchlin-Theater am Silvester 1945 einen grossartigen Auftritt mit seiner neuen Bühnenfigur HD Läppli. Er mimte im Stil des braven Soldaten Schwejk den schlitzohrigen «Theophil

Das Publikum fand Rasser vor allem lustig; er verstand sich indes politisch.

Läppli us Buckte», damals der Inbegriff des Provinzlers. Nach den Grauen des Krieges durfte das Publikum endlich von Herzen über das Militär lachen.

Das Autorenpaar René Lüchinger und Birgitta Willmann erinnert in «Rasser – Kabarett Schweiz» an den Erfolg des Volksschauspielers Alfred Rasser. Sie schildern die Höhen und Tiefen dieser Drei-Generationen-Dynastie. Sie reicht von den Anfängen in den 1920ern mit Alfred Rasser über dessen Sohn Roland bis zu den Geschwistern Caroline und Claude, die das Theaterunternehmen mit dem Stamm-

haus «Fauteuil» am Spalenberg heute führen. Die Autoren haben einen aufwendigen Band gestaltet mit Abbildungen zahlreicher Dokumente und zeitgeschichtlichen Fotografien. Sie erzählen ein Stück Schweizer Kulturgeschichte und erweisen prominenten Protagonisten die Ehre, von Emil Steinberger über Franz Hohler bis zu Bänz Friedli, die allesamt am Spalenberg auftraten.

Schon zehn Jahre vor seinem grossen Küchlin-Applaus erlebte der Stammvater Alfred Rasser Publikumserfolge, etwa mit seinem überkandidelten «Professor Cekadete» im Zürcher Cabaret Cornichon. In der Paradenummer erfasst der «Profässer» die dreissigjährige Tätigkeit eines «Kaiglers», eines Keglers, statistisch: «Wenn man seine Durchschnittsleistung auf 5,12 umgeworfene Kaigel pro Schuss feststellt, so ergibt sich die Summe eines Riesenkaigels in der Höhe der beiden Grossmünstertürme.»

Neigung zur Egozentrik

Alfred Rasser war in der damaligen Bühnenvelt kein Überflieger. Zu Beginn seiner Laufbahn erlebte er zahlreiche Rückschläge. Auch neigte er zur Egozentrik, legte sich gern mit vielen an und konnte schlecht mit Geld umgehen. Dazu kam ein grundlegendes Missverständnis zwischen Rasser und seinem Publikum: Dieses fand ihn vor allem lustig; er verstand sich indes politisch. Genau so sahen ihn auch die Behörden, die ihn im Kalten Krieg ins Visier nahmen. Rasser reiste in die Volksrepublik China, trat am Parteitag der schweizerischen kommunistischen Partei, der Partei der Arbeit (PdA), auf und besuchte regelmässig Prag hinter dem Eisernen Vorhang. Letzteres allerdings nicht aus politischen Gründen, sondern um mit

den Rechteinhabern des «Schwejk» über eine «Läppli»-Verfilmung zu verhandeln.

Einerlei, Rasser geriet in Teufels Küche, auch in den Pressekommentaren. So schrieb der damalige *Freie Rätler*: «Man weiss nun, aus welcher Gesinnung und Einstellung heraus Rasser seinen uniformierten Trottel kreiert hat.» All das beeindruckte den Kabarettisten nicht. So liess er sich in den 1960ern auf der Liste des Landesrings der Unabhängigen in den Nationalrat wählen, überwarf sich schnell mit seiner Fraktion und stimmte gern mit der PdA.

Später kamen das «Fauteuil» und dessen jüngere Schwester, das «Tabourettli», unter der Leitung von Roland Rasser politisch in ruhigere Fahrwasser – selbst wenn sich ihre Bühne als gesellschaftskritisch versteht, was die kommende Vorfasnachts-Show, das «Pfyfferli», auch 2024 wieder einlösen wird. Doch die Zeiten haben sich geändert, was einst provozierte, ist heute verbreitete politische Anschauung – und interessiert längst keinen Staatsschützer mehr.

Kafkaesker Albtraum, made in Germany

Milosz Matuschek

Michael Ballweg, Mathias Bröckers,
Ralf Ludwig: Richtigstellung!
Es war noch nie falsch, quer zu denken!
Tiger Press. 196 S., Fr. 36.90

Was passiert eigentlich, wenn man «im besten Deutschland aller Zeiten» eine Protestbewegung startet, mit Demonstrationen gegen Grundrechtseinschränkungen, Covid-Massnahmen und staatliche Repression? Nun ja, es beginnt ein kafkaesker Albtraum.

In einem Gespräch mit Mathias Bröckers lassen Michael Ballweg, Gründer von «Querdenken», und sein Anwalt Ralf Ludwig die letzten Jahre Revue passieren. Es ist vor allem die Erfolgs- und Leidensgeschichte von Michael

Von den Sit-ins der sechziger Jahre kopierte man die ostentative Gewaltfreiheit.

Ballweg, einem Stuttgarter Software-Unternehmer, die hier erzählt wird. Einst erarbeitete er erfolgreich IT-Lösungen für grosse Firmen, irgendwann merkte er, dass bei Corona etwas nicht stimmte. Ein grosser Protestler und notorischer Demogänger war er nie. Die erste Demo, die er anmeldete und auf der er eine Rede hielt, war zugleich die erste seines Lebens. Die Forderungen: unverfänglich. Einfach ein Hoch auf das Grundgesetz. Das wird man ja wohl noch dürfen. Oder?



Schlitzohrig: Kabarettist Rasser als HD Läppli.



«Für den Tanz auf dem Vulkan eignet sich der Dreivierteltakt nicht besonders gut.»
Kurt Steinmann

Mit dem Unmut der Bevölkerung über Corona wuchs die Bewegung rasant, Ballweg wurde zum Staatsfeind Nummer eins, auch weil er Kontaktschuld immer ablehnte. Der Begriff Querdenker wurde vom Kompliment zur Beleidigung, Ballwegs «Karriere» folgte dem Begriff parallel. Im Sommer 2020 füllte seine Bewegung die Strassen in den grossen Städten der Republik. Die grössten Demonstrationen aller Zeiten fanden in Berlin statt – sogar Robert F. Kennedy junior sprach dort –, Erinnerungen an die erste Love-Parade wurden wach. Die Botschaft: Gewaltfreiheit, Grundrechte, Demokratie. Die Bewegung: dezentral, von unten nach oben – einfach Querdenken plus Postleitzahl. Von den Sit-ins der sechziger Jahre kopierte man die ostentative Gewaltfreiheit. Elektrischer Widerstand bemisst sich in Ohm, dieser Widerstand bemass sich im meditativen Om.

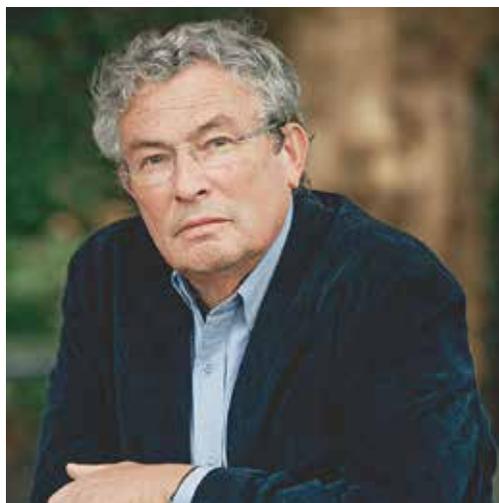
Herzblut und Geld

Für das System und sein Corona-Narrativ war das gefährlich, denn die Bewegung war zuerst kaum angreifbar. Doch die Zersetzungsmethoden liessen nicht lange auf sich warten: Spiessrutenlauf bei der Anmeldung von Demonstrationen und seltsame Auflagen. Prozesse und Verfassungsklagen konnten den Weg nur teilweise ebnen. Ballweg ging aufs Ganze, gab sein Herzblut hin und steckte viel eigenes Geld in die Bewegung, rieb sich auf. Protestzüge wurden von der Polizei in Sackgassen gelockt, mit dem selbstfabrizierten Stau wollte man diese «wegen fehlender Abstände» auflösen. Dann noch der inszenierte Reichstagssturm, der den Querdenkern in die Schuhe geschoben werden sollte. Aus friedvollen Bürgern sollten gefährliche Aufrührer gemacht werden.

Ballweg zog sich nach dem heissen Herbst 2020 eher zurück, das Nachspiel traf ihn aus heiterem Himmel: Verhaftung und Wohnungsdurchsuchung wegen des Verdachts auf Untreue von Spendengeldern. Was dann passierte, hätte Franz Kafka wohl nicht besser beschreiben können: neun Monate U-Haft, Vermögensbeschlagnahmung, eine Litanei an Unregelmässigkeiten und Demütigungen, klare Verstösse gegen rechtsstaatliche Prinzipien. Bei einer richterlichen Anhörung konnte er nicht einmal richtig in der Akte blättern – er war mit einer Hand an den Tisch gekettet. Selbst der Uno-Sonderberichterstatter über Folter, Nils Melzer, wurde auf den Plan gerufen. Dass das Ganze ein brutales Possenspiel einer politischen Justiz war, zeigte sich, als das Gericht am Ende die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnte – so dürftig war die Anklage.

Politische Justiz ist ein hässlicher Zentaur, es darf sie eigentlich in einer Demokratie nicht geben. Doch wo Staatsanwaltschaften weisungsgebunden sind, werden sie eben zwangsläufig instrumentalisiert. Was mit Diffamierung und medialer Ausgrenzung beginnt, endet irgendwann in den Fängen einer Maschinerie, die sich einem «Feindstrafrecht» eher verpflichtet fühlt als den Grundsätzen des Rechtsstaats. Am Ende zählt für einen übergriffigen Staat stets eines: Überschütte deine Kritiker mit Schwierigkeiten, halte sie beschäftigt und die Solidarität mit ihnen klein, so verschaffst du dir Luft.

«Richtigstellung!» ist ein faszinierender Einblick ins Innere der wichtigsten deutschen Protestbewegung der jüngsten Zeit. Ein Gespräch wacher Zeitgenossen, das sich liest wie eine Mischung aus Biografie, politischem Krimi und Mängelbericht der deutschen Justiz. Ein etwas weniger eiliges Lektorat hätte dem Buch allerdings gutgetan.



Erfindungsreich: Autor Lewinsky.

Wenn Musen versagen

Kurt Steinmann

Charles Lewinsky: Rauch und Schall. Diogenes. 304 S., Fr. 33.90

«Goethe hatte Hämorrhoiden.» So lautet der erste Satz des Romans. Der erste Satz ist der schwierigste. Er bestimmt den Ton, den Rhythmus, den Inhalt des Folgenden. Man denke an Kafkas «Der Prozess», an Büchners «Lenz» oder an Gontscharows «Oblomow». In «Rauch und Schall» erklärt Goethe selber, «wie wichtig die ersten Worte für ein Buch waren: ein Signal für den Leser, [...] eine Fanfare.»

Ein Goethe-Bewunderer könnte möglicherweise nach diesem fulminanten Auftakt das Buch gleich zur Seite legen und sich der Schlagzeile im *Spiegel* anschliessen: «Ein Buch

für Oberlehrer und Goethe-Hasser». Die Goethe-Hasser wurden schon ausreichend bedient durch Tilman Jens' Schmähchrift «Goethe und seine Opfer» von 1999. Lenz, Kleist, Hölderlin stehen auf seiner Opferliste. Charles Lewinsky aber geht es keinesfalls darum, den Geheimrat

Der Roman enthält in nuce eine Abhandlung über das Geheimnis der Inspiration.

vom Piedestal seiner Glorie zu stürzen, sondern mittels einer spassreichen Versuchsanordnung der Zierde Weimars eine – nicht bezeugte – Schreibhemmung anzudichten und den «Hoflieferanten für Geistiges» einem reichlich verschlungenen Therapieprozess zu unterziehen.

Perfektion und Selbstüberforderung

Goethe kommt nach einer endlosen Kutschenfahrt von seiner anstrengenden Schweizreise nach Weimar zurück, ohne die erhoffte Inspiration für neue Werke gewonnen zu haben. Zu Hause warten auf ihn Christiane, seine Lebenspartnerin, sein kleiner Sohn August und – von Goethe gehasst – Christian August Vulpius, Christianes Bruder, Bibliotheksangestellter. Den Moment, da sich der Heimgekehrte seiner Schreibimpotenz bewusst wird, beschreibt Lewinsky in einer eine ganze Seite umfassenden, rhetorisch brillanten, eines Cicero würdigen Satzperiode, um gleichsam zu zeigen, wozu der von den Quellen der Inspiration abgeschnittene eigentlich fähig wäre, wenn ihm die Musen nicht auf einmal jede Unterstützung verweigerten. Erlösen von seinem poetischen Eunuchentum wird ihn Christian August, in Goethes Augen ein talentfreier Vielschreiber. Dieser rät Goethe, irgendetwas zu schreiben, ohne Anspruch auf Qualität. Perfektionswahn und Selbstüberforderung hätten zur *impotentia scriptoria* geführt. Goethe befolgt den Rat, am Schluss ist, nach wilden Wirren, Goethes Schaffenskraft wiederhergestellt.

Lewinskys neuer Roman ist ein Meisterwerk hinsichtlich des Erfindungsreichtums, der Stimmigkeit des historischen Kolorits, der Zusammenführung der Erzählstränge, der exquisiten Formulierungskunst und der homerischen Fülle der Vergleiche. Mir hat «Rauch und Schall» ein beglückendes Leseerlebnis beschert. Spannung auf den Fortgang wie auf den Ausgang fesselte mich. «Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung» könnte man auch von Lewinskys Roman sagen, wobei sich mehr «tiefere Bedeutung» hinter den Eulenspiegelien und den handfesten Spässen tarnt, als der flüchtige Leser ahnen mag. Der Roman enthält in nuce eine Abhandlung über das Geheimnis der Inspiration und des schöpferischen Schaffens sowie über das Verhältnis von Qualität und Verkaufserfolg von Literatur.

Denken und Handeln

Sylvie-Sophie Schindler

Thomas Meyer: Hannah Arendt. Die Biografie.
Piper. 528 S., Fr. 39.90

Eine nächste Apokalypse gefällig? Könnte ja sein, dass man mit den gegenwärtigen Bedrohungsszenarien nicht ausgelastet ist. Sich mehr bei den Sterbenden zu wähnen als bei den Lebenden, ist heute gross in Mode und muss bedient werden. Mit Hannah Arendt (1906–1975) wäre das nicht zu machen gewesen. In ihrer Philosophie ging es nicht darum, dem Ende zuzustreben, sondern den Neubeginn in den Blick zu nehmen. Und dieser beginnt mit jeder Ge-

In Paris engagierte sich Arendt um die sechs Jahre lang für die Rettung junger jüdischer Menschen.

burt – Arendt prägte dafür den Begriff «Natalität». Jeder, der auf die Welt kommt, kann die Initiative ergreifen, um etwas entstehen zu lassen, was vorher noch nicht da gewesen ist.

Man darf also für die Welt hoffen. Auch, weil jemand wie Hannah Arendt möglich gewesen ist. Im Westen gibt es kaum eine Denkerin, die mehr begeistert; ihre Zitate sind auch in den sozialen Netzwerken sehr beliebt, wenngleich mitunter aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch verfälscht. Sie ist ebenso aktuell wie nahbar: Fast schon scheint sie, da sie als Mensch unmittelbar den Menschen anspricht, wie eine enge Vertraute. Dass es allerdings noch ausreichend Unerzähltes über Arendt mitzuteilen gibt, zeigt Thomas Meyer mit seiner Biografie über die eigenwillige Intellektuelle, die nicht als Philosophin, sondern als politische Theoretikerin verstanden werden wollte.

Vertiefte Sicht

Auf über 500 Seiten breitet der Münchner Philosoph seine Recherchen aus, die wesentlich auf Archivfunden und vernachlässigten Dokumenten beruhen. Damit bekommt die Biografie Arendts erstmals einen durch und durch archivarischen Klang. Zeitzeugenberichte und die üblichen Anekdoten wird man vergeblich suchen, zugleich weitert und vertieft das Unveröffentlichte die Sicht auf Arendt. So gibt ein Fund im Jerusalemer Archiv von etwa 300 bisher unbekanntem Dokumenten einen erhellenden Einblick in die Jahre unmittelbar nach Arendts Emigration im August 1933 – sie war 26 Jahre alt, als sie für einige Tage verhaftet wurde und dann illegal aus Deutschland floh.

Sie, selbst Jüdin, hatte den Reichstagsbrand erlebt und die Jagd auf unzählige Juden,



Aktuell und nahbar: Philosophin Arendt.

die unter anderem in Gestapo-Keller und Konzentrationslager verschleppt wurden. Das hat sie politisiert; seitdem hat sie sich verantwortlich gefühlt. In Paris angekommen, unterbrach sie ihre wissenschaftlichen Arbeiten – sie hatte bei Martin Heidegger und Edmund

«Auf den Beipackzetteln der Medikamente ist die Liste der möglichen Nebenwirkungen meist länger als die Aufzählung positiver Effekte.» Kurt Steinmann

Husserl studiert und 1928 bei Karl Jaspers promoviert – und engagierte sich um die sechs Jahre lang für die Rettung junger jüdischer Menschen. Über die Organisation Jugend-Allijah wurden Jugendliche aus dem Deutschen Reich, mitunter auch osteuropäischer Herkunft, nach Palästina in Sicherheit gebracht.

Diese sonst nur wenig beleuchtete, aktivistische Seite Arendts bekommt durch Meyer ein Gewicht, das einen entscheidend anderen Verständnizugang zu ihrem Leben und Werk gibt. «Mit dem 1933 einsetzenden Traditions- und Zivilisationsbruch flüchtete sie aus dem Denken ins Handeln», schreibt Meyer und verweist darauf, dass die denkende Arendt immer auch mit der handelnden Arendt zusammengeht. Wie sie selbst schreibt, müsse man «zweimal den vollen Kreis durchlaufen», zuerst würde man aus dem Denken in das Handeln flüchten, dann wieder treibe das Gehandelthaben zurück ins Denken. An anderer Stelle führte sie dazu aus: «Ich glaube nicht, dass es irgendeinen Denkvorgang gibt, der ohne persönliche Erfahrung möglich ist. Alles Denken ist Nachdenken, der Sache nach-denken.»

Meyer gelingt nicht nur, die Perspektive auf Arendt vollständiger zu machen, indem er neben den Pariser Jahren auch ihre Kindheit, Jugend und soziale Herkunft umfassender als

üblich betrachtet, auch scheut er sich nicht, sich mit den Widersprüchlichkeiten in ihrem Denken auseinanderzusetzen und sie dadurch mitmenschlich besonders erfahrbar zu machen.

Bedauerlich ist allerdings, dass der Autor kaum herausfindet aus einer Behäbigkeit, die sich auch auf die Sprache niederschlägt. So wichtig das Buch auch ist, insbesondere für Arendt-Kenner, so muss man eine gewisse Beschwerlichkeit auf sich nehmen, da es sich auf weiten Strecken so liest, als hätte sich der Staub der Archive darauf gelegt. Vielleicht würde das gar nicht so auffallen, wäre nicht Hannah Arendt Gegenstand der Betrachtungen; sie wird immer das Gegenteil dessen bleiben, was unbelebt erscheint.

Was bleibt, wenn man geht?

Gerhild Heyder

Bernhard Schlink: Das späte Leben.
Diogenes. 240 S., Fr. 36.90

Ein Mann bekommt die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs, er hat noch wenige Wochen zu leben. Martin, 76 Jahre alt, hat erst spät eine Familie gegründet und möchte seinem kleinen Sohn etwas Bleibendes hinterlassen, also beginnt er nach dem ersten Schock und dem vorsichtigen Gespräch mit Frau und Kind, einen Brief an den sechsjährigen David zu verfassen, der den Jungen in späteren Jahren an seinen Vater erinnern soll.

Vermeintlich sachlich geht der frühere Professor für Rechtsgeschichte mit seiner Krankheit und der Unausweichlichkeit des bevorstehenden Todes um, er überlegt, was noch gemeinsam mit der Familie unternommen werden kann, solange die Erschöpfungszustände und die Schmerzen dies zulassen. Mit anderen vorsorglichen Massnahmen muss er sich nicht beschäftigen. Geldsorgen haben sie nicht, seine dreissig Jahre jüngere, höchst lebendige und temperamentvolle Frau Ulla ist Malerin und Galeristin, es gibt Haus und Garten.

Der Brief an den Sohn zieht sich durch das Buch und behandelt Fragen der Religion, der Liebe, der Arbeit, der Gerechtigkeit; die philosophischen Reflexionen führen aber nicht zu bahnbrechenden Erkenntnissen: Das Leben ist nicht gerecht, und Gerechtigkeit ist kompliziert. Als Ulla den Brief findet, ist sie enttäuscht, obwohl sie ihn angeregt hatte – sie meint, dass Martin seinem Sohn seine eigenen Überzeugungen oktroyieren will: «David muss dich loslassen, er muss sich finden – und mich.»

Irgendwann entdeckt der Moribunde, dass seine Frau eine Affäre hat, wohl schon länger, und ihm wird schmerzlich bewusst, dass das

Leben seiner kleinen Familie auch ohne ihn weitergehen wird. Auch damit setzt er sich sachlich auseinander, behält seine Erkenntnis vorerst für sich und lässt sich von gelegentlich auftretenden seelischen Erschütterungen nicht die Kontrolle aus der Hand nehmen. Nur in den Gesprächen mit dem Sohn brechen manchmal die durchaus vorhandenen Gefühle durch.

Bitternis des endgültigen Abschieds

Das mag ein wenig hölzern klingen. Dem ist aber nicht so, obwohl Schlink – selbst ein emeritierter Professor für Verfassungsrecht – ja in all seinen Romanen einen eher nüchternen Stil pflegt. Dem fast achtzigjährigen Autor gelingt es mit seinem Protagonisten, uns Lesern gerade durch die zurückhaltende Sprache das nun einmal jeden angehende existenzielle Thema vor Augen zu führen. Noch im Sprechzimmer beantwortet Martin die Therapievorschlüsse des Arztes kühl mit dem Satz, er lehne jegliche Behandlung ab und wolle die ihm verbleibende Zeit mit schmerzbegleitenden Mitteln möglichst normal verleben. Dazu gehört Mut.

Natürlich wird auch dieser so beherrschte Mann von Selbstzweifeln und Trauer heimgesucht. Natürlich möchte er miterleben, wie sein Sohn aufwächst. Natürlich weiss er, dass er den Jungen nicht loslassen kann und ihn mit dem Brief über den Tod hinaus an sich binden will. Natürlich würde er vielleicht auch um seine Frau kämpfen wollen, die sich trotz der Affäre um ihn kümmert und sorgt. Das wird ihm nicht vergönnt sein.

Die Familie fährt noch einmal an die Ostsee, bevor Martin einen Platz im Hospiz annimmt. Und nun würde man doch gerne erfahren, wie der Todkranke das Ende seines Lebens erlebt, welche Gedanken ihn noch bewegen und am Leben festhalten lassen, oder ob er seinen Frieden mit dem Schicksal machen kann. Man kann es nur hoffen und vielleicht errahnen nach dem Vorangegangenen, erzählt wird es uns leider nicht – der Text endet ziemlich abrupt, als wolle der Autor uns (und sich) die Bitternis des endgültigen Abschieds ersparen.



Die Bibel

Bin ich recht?

Wir sind zum Glauben an Christus Jesus gekommen, damit wir aus dem Glauben an Christus gerecht würden und nicht dadurch, dass wir tun, was im Gesetz geschrieben steht (Galater 2, 16). – Ich vermute, dass die Titelfrage jeden Menschen ab und zu beschäftigt. Anders als die Tiere, denen der Instinkt das rechte Verhalten vorgibt, verfügen wir über Entscheidungsspielräume. Liegt die richtige Entscheidung klar zutage, dann ist es leicht. Ist das nicht der Fall, kommen verschiedene Kriterien in Betracht: Ich durchdringe die Sache, entscheide nach meiner Erkenntnis und handle entsprechend. Falls ich mich geirrt habe, befinde ich mich im Unrecht. Um diese Widrigkeit zu vermeiden, kann ich mich, anstatt an der Sache, am Verhalten jener Leute orientieren, die mir wichtig scheinen. Gemeinsam mit der Meute unrecht zu haben, ist halb so schlimm. Hier wurzeln die Denknormierungen der Gesellschaft. Erscheine ich der Umgebung als konform, dann bin ich okay. So lautet das moderne Gesetz, durch das sich die Menschen rechtfertigen.

Aber die Rechtfertigung durch Gott hat einen andern Dreh. Sein Gesetz dient nicht als Befähigungsausweis, sondern als Lebenshilfe. Will ich mir die Gerechtigkeit selbst aneignen, indem ich Wohlverhalten zur Schau stelle, so hinke ich dem Werk Gottes hinterher. Denn er hat längst dafür gesorgt, dass ich recht bin, und gibt es mir zu verstehen. Bin ich aber ihm recht und begleitet er seine Schöpfung in göttlicher Fürsorge, dann besteht kein Zwang, trendigen Ideen und Projekten nachzulaufen. Noch weniger besteht ein Zwang, sich fremden Meinungen und Verhaltensschablonen zu unterwerfen. Wir sind frei. Und wenn andere Menschen Gott ebenfalls recht sind, dann sollen sie auch mir recht sein. Jeder kann in einer Sache unrecht haben. Aber jedes Dasein ist gerechtfertigt.

Peter Ruch



Lieber Party als Blindflug: Saafi Brothers live, im Rahmenprogramm der Ausstellung; Zürcher Club; Fotoserie «WC-Geschichten» (von links).

Ausstellung

Nacht im Museum

Techno, ein Musikstil mit mächtiger Ausstrahlung auf die Jugendkultur, gehört ins Museum. Aber es ist nicht ganz einfach, ihn dort erlebbar zu machen.

Mark van Huissingling

Techno Worlds und The Pulse of Techno:
Photobastei, Sihlquai 125, Zürich.
Bis 31. März. www.thepulseoftechno.ch

Musik zu beschreiben, ist schwierig, ich weiss, wovon ich rede. Einfacher ist's, Musikkultur in Worten, Bildern oder mittels passender Gegenstände wiederzugeben. Deshalb, und weil es der Bedeutung des Gebiets entspricht, ist die neue Schau über Techno-Kultur in der Photobastei, einem privat betriebenen Zürcher Ausstellungslokal, verdienstvoll. Das ist die gute Nachricht.

«Techno gehört ins Museum» lautet der *claim*, das Bekenntnis, des Kurators. Dem ist zuzustimmen. Handelt es sich dabei doch, neben Hip-Hop, um die grösste und wohl bedeutendste jüngere Musikstilrichtung mit entsprechend mächtiger Ausstrahlung

auf die Jugendkultur. Schade, dass die Ausstellung «The Pulse of Techno» (eine Eigenproduktion der Photobastei, es geht dabei um Entwicklungen in Zürich) sowie «Techno Worlds», eine Ausstellung des Goethe-Instituts, unzeitgemäss benutzerunfreundlich daherkommen, ganz im Gegensatz zu den Erwartungen, die das zeitgemässe Feld hervorruft. Das war eine der weniger guten Nachrichten.

Blindflug im Wolkenmeer

Auf der Etage, wo die eingekaufte Schau des Goethe-Instituts untergebracht ist, die bereits in Los Angeles oder Mexico City gezeigt wurde, erinnert sich der Besucher an das Bild vom Blindflug im Wolkenmeer: Welches Werk ist von Carsten Nicolai? Wo hat Tobias Zielony seine Raver fotografiert? Was will uns diese Installation sagen (und von wem ist sie noch

mal)? Die finanziellen Mittel der Photobastei sind knapp, das Haus muss mehrheitlich ohne öffentliche Unterstützung auskommen, das ist eine grosse Aufgabe, schon klar. Dennoch kann man Bilder sauber anschreiben und weitere Angaben liefern, auch für kleines Geld. Auf der Zürich-Etage geht's etwas weniger

Die Zürcher Techno-Kultur ist Teil des immateriellen Unesco-Kulturerbes.

help yourself-mässig zu: Die sogenannten WC-Geschichten sind gut eingeführt, es handelt sich dabei um Botschaften, die dinaki, bürgerlich Konstandina Sotiropoulos, von Toilettenwänden abfotografierte (WC-Kabinen kommt in Clubs in Zürich und anderswo aus verschiedenen Gründen Wichtigkeit zu). Weiter



hilft eine projizierte Stadtkarte, die Öffnungen und Schliessungen dokumentiert, bei der zeitlichen sowie zahlenmässigen Einordnung von Techno-Lokalen über lange Zeit. Und die Ecstasy-Pillen-Still-Life-Bilder von Peter Allemann, fotografiert mit immer gleichem Winkel und gleichen Einstellungen, erzählen ebenfalls WC-Geschichten – ohne verbotene Drogen hätte die Techno-Bewegung denkbarerweise nie die hohe Bedeutung erreicht. Wogegen die vom Fotografen Arsène Saheurs vor zirka dreissig Jahren porträtierten, damals jungen, heute reifen Discjockeys ihren teilweise berühmten Künstlernamen zuzuordnen herausfordernd ist (da an der Schriftgrösse gespart wurde).

Unbesungene Helden von Techno-Zürich

Man lernt, dass die Zürcher Technokultur Teil des immateriellen Unesco-Kulturerbes ist; sie wurde 2017 vom Bundesamt für Kultur auf die Liste der lebendigen Traditionen der Schweiz gesetzt (neben, unter anderem, dem Räbeliechtli-Umzug oder dem Schwingen). Fussend auf dieser interessanten Information stellt Romano Zerbini, Direktor und Kurator der Photobastei, in seinem Editorial die entscheidende Frage: «Weshalb aber ist Techno gerade in der Zwinglistadt derart durchgestartet?»

Sein Erklärungsversuch ist zweigeteilt, grundsätzlich, allgemeingültig beziehungsweise speziell auf Zürich bezogen: erschwing-

liche Synthesizer, leidenschaftliche Jugendliche, neue psychoaktive Substanzen (Drogen) respektive die Zürcher Street Parade, die 1992 erstmals durchgeführt wurde, die Liberalisierung des Gastgewerbegesetzes 1996 plus die Abschaffung des Tanzverbots an Feiertagen vier Jahre später. Abgesehen davon, dass die Exponate Antworten liefern sollten, nicht die Ausführungen des Ausstellungsmachers, überzeugen sie auch nicht ganz.



Einverstanden, die Street Parade, ein alljährlich stattfindender, längst fast familienfreundlicher Festumzug für Verkleidete zu Techno-Musik sowie eine der teilnehmerstärksten Partys der Welt, strahlt weit über Zürich hinaus und widerlegt den Ruf der Stadt als grau, langweilig sowie höchstens für Bankkunden eine Reise wert. Doch nach innen wichtiger waren (und sind) Partyveranstalter, denen es seit Jahrzehnten gelingt, allwöchentlich das richtige Angebot von sowohl Grossveranstaltungen für das breite Publikum als auch Anlässen für eine kleine Zahl von Kennern aufzustellen.

Diese zwei, drei Hände voll teils wechselnden, teils seit Jahren eingeführten DJ-Bucherinnen und -Bucher, Club- und Plattenlabel-Betreiber plus Zwischennutzer geeigneter Hallen sind die mehrheitlich unbesungenen Heldinnen und Helden des Techno-Standorts Zürich; ein Veranstalter mit jahrelanger Erfahrung immerhin, Arnold «Technopapst» Meyer, ist mitverantwortlich fürs Begleitprogramm der

Schau (Gespräche mit DJs plus weiteren Protagonisten sowie zahlreiche Partys, zu finden unter thepulseoftechno.ch).

Was man auch noch wissen möchte: Wie viel trugen Zürcher (oder Schweizer) DJs bei zur Bedeutung des Technos hier? Und Anschlussfrage, die Teil der Antwort ist: Warum gibt es keine Zürcher Techno-Star-DJs (Entschuldigung, Styro)? Weshalb haben wir keinen Sven Väth, keinen Dixon, keine Ellen Allien, keine Helena Hauff (alle aus Deutschland), nicht mal einen Laurent Garnier (Frankreich) hervorgebracht?

Eine Begründung zu liefern, ist nicht leicht, muss man einräumen. Clubs – darunter das Rohstofflager, Spider Galaxy, Oxa, Aera, Supermarket, Hive, Cafe Gold, Haus von Klaus, die Zukunft et cetera – sowie entsprechende Musiklabels waren beziehungsweise sind vorhanden. Und mit der vielen Schweizern eigenen Technologie- sowie Tüftelaffinität, dank unserer Hartnäckigkeit, unserem Fleiss und, tatsächlich, Talent hätte es im Grunde sein können (oder sogar sollen).

Let's dance

Es gibt in der Photobastei eine Installation zu Ehren von Yello. Das ist die Historie der elektronischen Musik Zürichs betreffend gerechtfertigt, natürlich – Show- sowie Frontman Dieter Meier und Musikproduzent Boris Blank, anfangs unterstützt durch Mitgründer Carlos Perón, haben ein umfangreiches Werk auf-

Warum gibt es keine Zürcher Techno-Star-DJs (Entschuldigung, Styro)?

gelegt, vor allem ihre frühen Singles und Alben sind von beachtlicher Qualität. Yello deswegen zu den «Vätern», «Pionieren» oder so des Technos zu erheben, ist im wohlmeinenden Licht eines lokalstolzgetriebenen Vergangenheitsblicks in Ordnung. Wenn auch ein wenig hochgehängt – Techno ist immer elektronische Musik, doch elektronische Musik ist nicht immer Techno, wie gerade Yello (mit reichlich *vocals*, Gesang oder Sprechgesang, Latin-Groove und so weiter) zeigten.

Wenn man sich denn auf die Suche nach Vätern machen möchte – und ein Erfolg wie Techno hat immer viele Väter –, würde man eher etwa bei Kraftwerk fündig; Wolfgang Flür, Mitglied der Gruppe aus Düsseldorf von 1976 bis 1983, spricht am 1. Februar in der Photobastei und gibt am 2. ein Konzert ebendort.

Techno gehört ins Museum, die Leitidee des Kurators stimmt. Bloss ist es nicht ganz einfach, das Musikgenre / die Jugendkultur dazu dort reinzubugsieren sowie erlebbar zu machen. Den Partys im Museum dürfte das besser gelingen.



Klassik

Grandiose Kunst des Augenblicks

Manuel Brug

Anton Bruckner: 11 Sinfonien. Christian Thielemann mit den Wiener Philharmonikern. CD Sony Classical

Vor einem Jahr war es mal wieder so weit: Christian Thielemann, 64, einer der begabtesten Dirigenten des gegenwärtigen Musikbetriebs, hatte sich neuerlich als Chef ins Bein geschossen. Nachdem er im Streit seine Posten an der Nürnberger Oper (1992), der Deutschen Oper Berlin (2004), bei den Münchner Philharmonikern (2011), an der Semperoper Dresden (bis 2024), bei den Osterfestspielen Salzburg (2022) und bei den Bayreuther Festspielen (2022) verlassen hatte, sah es fast so aus, als würde der vor allem für Wagner und Strauss, Beethoven, Brahms und Bruckner Vielgefragte, kompliziert im Umgang, Meister im Absagen, nunmehr als freier Maestro seine Kunst als Gastdirigent wieder in einem grösseren Radius streuen.

Angebote für Thielemann gibt es genug. Er verkörpert inzwischen einsam altmodisch den deutschen Kapellmeister, pflichtbewusst (leider nicht immer) und preussisch – auch das ein Alleinstellungsmerkmal. Bei den Berliner Philharmonikern hatte man sich 2015 allerdings ebenfalls statt seiner für den stillen Russen Kirill Petrenko entschieden. Also konzentrierte sich Thielemann auf die Wiener Philharmoniker. Und die leben gut mit seinen umjubelten Dirigaten, ohne dass er mitentscheiden darf. Auch wenn er das allzu gern gewollt hätte.

Erregend, beglückend, wollüstig

Eine Lösung freilich, so salomonisch wie solide und schön, ist eine dieser Tage veröffentlichte Anton-Bruckner-Box: Der 200. Geburtstag des zu Lebzeiten als kompliziert und gleichzeitig landpomeranzig abgetanen Oberösterreichers steht 2024 am Jubiläumshorizont. Und erstmals hat das wie sonst keines mit seiner Musik verbundene Traditionsorchester alle elf Sinfonien unter einem einzigen Dirigenten aufgenommen. Die Corona-Jahre erlaubten dafür unerwartet geschenkte Zeit.

Es wurde intensiv gearbeitet, man hört es: Wohlgerundet ausgefeilt kommen die grossen Bögen, die sich türmenden und entladenden

Fernsehen

Schulterschluss gegen die AfD

Sylvie-Sophie Schindler

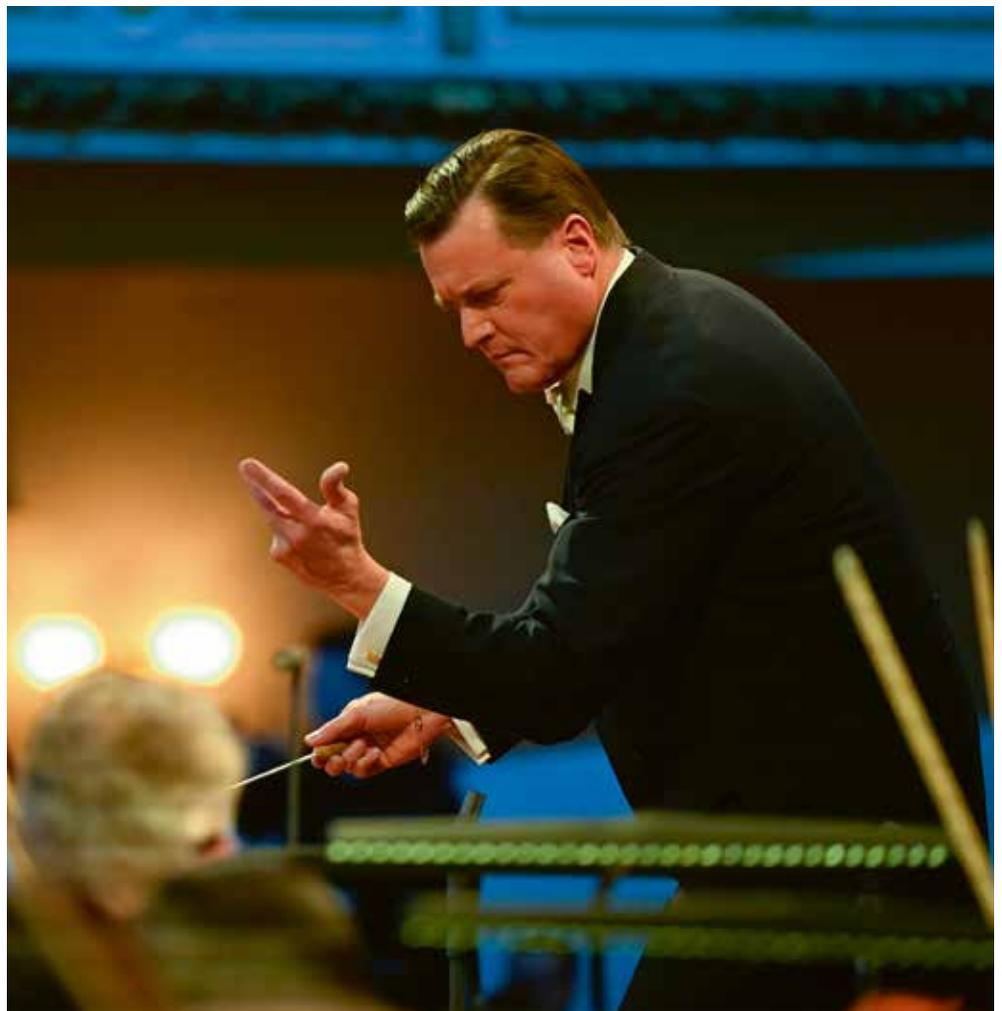
Wir waren in der AfD – Aussteiger berichten: Dokumentation. ARD. 18. Januar

Der Sendetermin war für den 24. Februar angesetzt, aber die ARD zog die Ausstrahlung auf den 18. Januar vor. Und begründete das mit der «aktuellen Debatte über ein mögliches Parteiverbotsverfahren sowie die Befassung im Bundestag zum Thema «Wehrhafte Demokratie in einem vielfältigen Land – Klare Kante gegen Demokratiefeinde und Vertreibungspläne»». Die Rede ist von der neunzigminütigen Dokumentation «Wir waren in der AfD – Aussteiger berichten».

Zu Wort kommen darin sechs einstige Mitglieder der Partei, darunter der ehemalige Bundessprecher Jörg Meuthen. Sie berichten, unterlegt von penetrant tragischer Musik, von ihren grossen Hoffnungen, die sie in die AfD setzten, und von der Hölle, in der sie landeten. Die Intention ist klar: Man will die sich aktuell entladende Aggression «gegen rechts» weiter befeuern. Im konsequenten Schulterschluss von Regierung und Medien gegen die AfD stehen die öffentlich-rechtlichen Sender wie immer stramm.

Die Berichte der Aussteiger sind verstörend. Und bestätigen, dass die Partei Mitglieder hat, die den mitmenschlichen Kompass völlig verloren haben und enthemmt Rassismus propagieren. Das zu thematisieren, ist notwendig. Es in eine adäquate Relation zu setzen, auch. Anders gesagt: Alle Grünen sind nicht automatisch Pädophilen-Freunde, weil Parteikollegen einst Sex mit Kindern legalisieren wollten.

Der geschundenen Ampel freilich ist jedes Propagandamaterial gegen die AfD recht. Blind dafür, dass Oppositions-Allergie und Demokratie nicht zusammengehen. Und blind für die eigene Selbstherrlichkeit, mit der man im Glashaus sitzt.



Wichtige Klangkathedralen: Dirigent Thielemann.

Tutti-Wellen, die fein gesetzten Rubati dieser tönenden Weltentwürfe, dem toten Richard Wagner gewidmet oder gleich dem lieben Gott. Die Klangkathedralen dieser wuchtigen Sinfonien schichten sich geschmeidig und gewichtig: Da wird um Musik gerungen, gesiegt und erobert. Sinfonische Interpretationen als Bergsteigen. Mühevoll, schweisstreibend, schliesslich durch den souveränen Rundblick vom imaginären Gipfel belohnt.

Doch es ist wie so oft bei dem zu seinem strammen Konservatismus stehenden, erraticen, umschwärmten Christian Thielemann: Je mehr man sich einhört in diesen gewaltigen Klangkosmos, in nicht enden wollende Entwicklungen, blockhafte Ergüsse, famoses Erklimmen – es ist eine grandiose Kunst des Augenblicks. Immer noch fehlt Thielemann die geistige Durchdringung, der souveräne Zugang, der besondere Interpretationsbogen vom Anfang bis zum fernen Ende. Stattdessen: Luxusound, erregend, beglückend, wollüstig.

Die Thielemann-Pläne aber reichen weiter. Nächsten Herbst startet er einen neuen Wagner-«Ring» an der Scala, an der Wiener Staatsoper gibt es zurzeit «Frau ohne Schatten» und den aus Salzburg importierten «Lohengrin». Bis 2029 gibt es schon Termine an der Donau, wo man ihm besonders hörig scheint und ihn eben zum Ehrenmitglied der Wiener Staatsoper ernannt hat. Auch in Salzburg zählt man langfristig auf ihn, im Sommer 2024 wird er dort eine Strauss-Oper dirigieren.

Eben freilich hat Christian Thielemann gezeigt, dass er mit seiner Geburtsstadt Berlin noch eine Rechnung offen hat. Nachdem Daniel Barenboim wie auch der Berliner Senat es versäumt hatten, nach dessen über dreissig-

Da wird um Musik gerungen, gesiegt und erobert. Sinfonische Interpretationen als Bergsteigen.

jährigen, nun wegen schwerer Krankheit jäh zu Ende gegangener Alleinherrschaft an der Staatsoper Unter den Linden für exzellente Nachfolge zu sorgen, hat die auf Geld und Ruhm geeichte Staatskapelle Thielemann als neuen Chef mit grossem Namen durchgedrückt.

Und das politisch linke Berlin hat gekuscht. Ab Herbst 2024 geht es also vertraglich los, doch wirklich Zeit wird Thielemann erst ab 2026 haben. Was er an der Spree leisten wird? Bisher war Leiten und Teamwork für den Ego-Shooter nicht wirklich ein Thema. Ob er sich, wie er verspricht, altersweise ändern wird? Oder ob in zwei Spielzeiten in Berlin nicht schon wieder die ersten Streitereien aufflammen? Die neue Intendantin Elisabeth Sobotka (vormals Oper Graz und Bregenzer Festspiele) macht gute Miene zum ihr wohl kaum genehmen Spiel. Man möchte mit ihr nicht tauschen.



Grimmig: Jodie Foster und Kali Reis.

Serie Macho-Detektivinnen auf dünnem Eis Benjamin Bögli

True Detective: von Issa López, mit Jodie Foster, Kali Reis u. a. Staffel 4 (6 Folgen). Auf Sky

Männer im Fernsehen und auf der Leinwand befinden sich im eisigen Sturm des ungnädigen Zeitgeistes: Von der täglichen Migros-Werbung bis zum neuen «Napoleon» von Ridley Scott umhüllt sie eine Aura des Halbschlaun. Auch in der vierten Auflage von «True Detective» – bei Nacht wunderschön gefilmt, im winterlichen Island und in Alaska gedreht – bläst den wenigen männlichen Figuren, die ein bisschen eine Rolle spielen, nicht nur Väterchen Frost einen bitterkalten Wind ins Gesicht; die Damen der Schöpfung verhalten sich ihnen gegenüber ebenfalls nicht gerade engelsgleich. Müssen sie auch nicht, aber ein wenig Taktgefühl wäre schön.

Schon früh in der ersten Folge wird ein Faulenzer von seiner nach Hause kommenden Freundin Evangeline sexuell regelrecht überfahren. Fast hat man Mitleid mit ihm. In einer anderen Szene kommt es zwischen einem jungen Mann und seinem indigenen Schwarm gar nicht erst so weit, weil er – mitten im leidenschaftlichen Vorspiel – tatsächlich einen Anruf seines Bosses entgegennimmt. Er muss zur Arbeit. Sein Boss ist eine Sie. Sie heisst Liz Danvers (Jodie Foster, «The Silence of the Lambs») und ist die grimme Polizeichefin von Ennis, einem (fiktiven) Ort in Alaska, wo jetzt, Ende Dezember, wie immer ein paar Tage lang Nacht herrscht.

Ebenfalls wenig auszurichten haben die anderen Männer in dieser Serie: Sie sind entweder faul, aggressive Schläger oder einsame Cops im Zwielicht. Abgesehen von diesem bedenklichen Gender-Gap könnte die Story etwas hergeben:

Im Eis werden ein paar tote Wissenschaftler gefunden, die aus ihrer abgelegenen Forschungsstation, wie es scheint, Hals über Kopf flüchten mussten. Irgendetwas Gefährliches muss sie in den Tod getrieben haben. Danvers und Evangeline Navarro (gespielt von der Weltklasse-Boxerin Kali Reis), die Sexhungrige vom Anfang, nehmen sich des Falles an. Die beiden sind sich spinnefeind. Wobei Danvers, wie sie sagt, alle Leute hasst, auch die Beatles sind ihr zuwider. So viel zum Spassfaktor der Serie.

Brüchiges Nervenkostüm

Ein aus dem Ruder gelaufenes wissenschaftliches Experiment im fernen Eis – ein Plot, den man seit John Carpenters Horror-Kultfilm «The Thing» (1982) kennt. «True Detective» greift diese Idee optisch meisterhaft und inhaltlich schleierhaft auf. Die Mexikanerin Issa López machte aus der klassischen Horrorgeschichte ein spirituell angehauchtes Sozialdrama. Nicht zum ersten Mal bei aktuellen amerikanischen Thriller-Serien lässt sich auch hier eine gewisse «Tatortisierung» feststellen: Wie am Sonntagabend im deutschsprachigen Fernsehen geht es jeweils mehr um persönliche und gesellschaftliche Missstände als ums intelligente Erzählen eines spannenden Falls.

In «True Detective» sind es die – moralisch überlegenen – Ureinwohner Alaskas, die mit Protesten bei eisiger Kälte dem Rest der Bevölkerung und der Regierung die Leviten lesen. Diesem ethnischen Konflikt räumte López so viel Platz ein, dass die Handlung zur Nebensache wird. Das könnte funktionieren, wenn die Figuren genügend interessant wären. Sind sie hier aber nicht. Die beiden plumpen Macho-Detektivinnen schreien einfach fast nur herum. Die Lautstärke beeindruckt zwar, bringt aber weder dramatische Tiefe, noch löst sie den Fall. Polizisten mit einem Nervenkostüm so brüchig wie eine hauchdünne Eisschicht kann man – ob Frau oder Mann – nicht ernst nehmen.



Animositäten abbauen: Dominic Sessa (Schüler), Paul Giamatti (Lehrer) und Da'Vine Joy Randolph (Köchin).

Film

Randfiguren im Internat

Wolfram Knorr

The Holdovers (USA, 2023) von Alexander Payne. Mit Paul Giamatti, Dominic Sessa, Da'Vine Joy Randolph

Grausam ist Weihnachten. Jedenfalls für ein paar Internatsschüler, deren Elternhaus eine Art Haltestelle ist, nur momentan nicht in Betrieb. Dann sind sie gezwungen, in ihrer Barton Academy zu überwintern, und das auch noch unter Aufsicht des ungeliebtesten Lehrers, dem es allerdings auch keinen Spass macht, bleiben zu müssen. Erst sind es fünf herummosernde Pennäler, denen dieses grausige Schicksal nicht erspart bleibt, doch dann erbarmt sich ein gnädiger Papa, sie über die Feiertage einzuladen.

Allerdings muss erst das Einverständnis der jeweiligen Eltern eingeholt werden, was beim siebzehnjährigen Angus (Dominic Sessa) nicht klappt. Er muss bleiben, alleine mit Paul Hunham (Paul Giamatti), dem verhassten Miesepeter, ein Albtraum. Die spröde Köchin Mary (Da'Vine Joy Randolph), ebenfalls noch im Haus, ist kein Trost für Angus. Dem geht es ohnehin beschissen, mehrfach sitzengeblieben, und es droht die Militärakademie, falls er wieder versagen sollte. Angus fühlt sich wie in eine

Leere weggesogen. Dass er damit nicht alleine ist, dämmert ihm erst später.

Alexander Payne, Regisseur der «Holdovers» (Überbleibsel), liebt Randfiguren, die zum Mainstream gehören, aber hinausdrängen, oder solche, die aus ihm rausgefallen sind und wieder reinwollen (wie Angus). Es sind sehr menschliche, zuweilen kuriose Konflikte. In «About Schmidt» (2002), einer Tragikomödie, ist es ein Witwer, gerade pensioniert, der endlich rauswill, was er ein Leben lang nicht konnte; oder der Alte in «Nebraska» (2013), der einem Werbebrief mit Millionengewinn glaubt und losmarschiert, um sich das Geld zu holen.

Hieroglyphenwelt

Acht Filme gehen auf Paynes Konto, und was sie gemeinsam haben, ist ein hintergründiger Humor, der sich aus der Ernsthaftigkeit der Anliegen ergibt, die mit der Wirklichkeit kollidieren. Denunziert werden die Figuren aber nie. Man könnte dieses Verfahren als «Payne-Touch» bezeichnen aufgrund der Gelassenheit, mit der die Geschichten ablaufen: konventionell, ohne Kunst-Verrenkungen.

Kurz vor Beginn der Weihnachtsferien, nach Gesang und Gottesdienst, verteilt der pingelige Paul Hunham, im wolligen Schulmeister-Pullunder, mit Haarkranz und Stielaugen, die letzten Arbeiten und Noten an die Klasse und kanzelt sie und ihre unterdurchschnittlichen Leistungen ab. Nichts mit Uni, auch wenn einer meint, er müsse dorthin, weil der

Vater die Sporthalle gesponsert habe. So unerbittlich Hunham auch sein mag, die Schnösel, denen er Bildung einzubläuen versucht, sind alles andere als sympathisch, spotten über den koreanischen Mitschüler oder über die schwarze Köchin Mary. Es ist die Zeit des Vietnamkriegs, und alle kennen die klassenbedingte Ungleichheit der Wehrpflicht, reden aber nicht darüber, weil sie sich sowieso Unis leisten können und nicht eingezogen werden. Mary konnte sich für ihren Sohn das nicht leisten. Er fiel in Vietnam.

Die feine Barton Academy lebt in einer Art Hieroglyphenwelt, in der das Wirkliche nur durch Andeutungen und Zeichen dargestellt wird. Es ist eine fast luftdicht abgeschlossene Welt. Von den Wänden blicken die Schulgründer wie Leichen aus Gletschern, die ihre frische Lebensfarbe ewig behalten. Unter den Gemälden muss sich das Trio Angus, Hunham und Mary arrangieren, Animositäten abbauen, bis die Fassaden Risse bekommen.

Es ist ein gespanntes, hochemotionales, bald von gegenseitiger Neugier geprägtes Abtasten bis zu handfester Solidarität. Eine Reise



«Durch Leiden Erkenntnis». Gott, warum hast DU Dir für uns keinen leichteren Weg ausgedacht? Kurt Steinmann

nach Boston und ein besonderer Besuch, von Angus mehr oder weniger erzwungen, wird zur Offenbarung. Krieg, Rassismus, psychische Krankheiten sickern durch die individuellen Probleme, werden aber nie polemisch eingesetzt.

Im Duktus der 1970er

Neben Paul Giamatti als Hunham brilliert Dominic Sessa als porzellanig zerbrechlicher Angus mit «Bonjour tristesse»-Groll auf den beleidigten Lippen. Es ist seine erste Rolle und dürfte nach dieser Performance nicht die letzte bleiben. Auch Da'Vine Joy Randolph als Mary ist ein Ereignis. Sie kann den Verlust ihres Sohnes nicht verwinden, akzeptiert aber stoisch ihre soziale Rolle.

«The Holdovers» spielt in der Zeit, als die Anti-Vietnam-Märsche abnahmen, Stillstand einkehrte. Payne, der das alte Kino liebt, lässt seinen Film aber keineswegs nur im Jahr 1970 spielen (mit den Autos der Zeit auf den Strassen etc.), sondern arbeitet konsequent im damaligen Duktus, vom Vorspann bis zu den Kameraeinstellungen. Auch die Sorgfalt, mit der sich gegenseitige Einsichten einstellen, ist dem dramaturgischen Terrain der 1970er geschuldet.

Podcast

Wer bin ich eigentlich?

Walter Hollstein

Rätsel des Unbewussten:

Podcast zu Psychoanalyse und Psychotherapie.

Von Cécile Loetz und Jakob Müller

Cécile Loetz, Jakob Müller: Mein grösstes Rätsel bin ich selbst. Die Geheimnisse der Psyche verstehen. Carl Hanser. 304 S., Fr. 38.90

Die Frage, wer wir eigentlich sind, beschäftigt uns lebenslang. Zumeist ist die Antwort schwierig, falls sie überhaupt möglich ist. Ein Problem dabei ist, dass wir uns immer wieder verändern und von daher auch immer wieder neu definieren müssen. Dem kann man nicht entgehen. Der grosse Basler Zoologe Adolf Portmann hat belegt, dass wir Menschen als instinktarme Wesen notwendigerweise ein Selbstbild von uns brauchen, damit wir uns überhaupt in der Welt orientieren können. Einfach ist das nicht. «Mein grösstes Rätsel bin ich selbst», so haben die beiden Psychoanalytiker Cécile Loetz und Jakob Müller ihr Buch betitelt. Zusammen betreiben sie auch den Podcast «Rätsel des Unbewussten». Darin helfen sie uns, Klarheit über das zu gewinnen, was uns häufig unklar ist und uns damit auch zu Fehl-

entscheidungen, Problemen und Krankheiten führt. Psychoanalytisch formuliert: Sie heben es aus dem Unbewussten und machen es bewusst, damit wir damit umgehen können.

Cécile Loetz, 37, ist Psychoanalytikerin in eigener Praxis, Jakob Müller, 39, arbeitet am Universitätsklinikum Heidelberg. Beide leben in Heidelberg, wo sie den mittlerweile sehr erfolgreichen Podcast aufgebaut haben. 2018 sind sie dafür mit dem Förderpreis der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung ausgezeichnet worden. Die einzelnen Folgen dauern zwischen 20 und 45 Minuten und sind jeweils einem all-

Auch Aktuelles kommt vor; zur Weihnachtszeit ging es um die «Geschenkneurose».

täglichen Problem gewidmet, das uns alle mehr oder minder betrifft: Scham, Hass, Schuldgefühle, Krankheitsangst, sexuelle Probleme, traumatische Träume. Thematisiert werden auch gesellschaftlich-historische Fragen wie die Verortung der Psychoanalyse in der Nachkriegszeit, die Psychoanalyse im Nationalsozialismus, der Klimawandel. Und selbstkritisch die Themen: Missbrauch in Therapien und die Gefahr, sich als Patient zu sehr in den Sog des Analytikers zu begeben. Auch Aktuelles kommt vor; zur Weihnachtszeit ging es um die «Geschenkneurose und welche psychische Bedeutung Geschenke haben».

Die beiden beschreiben ihren Podcast als «Herzensprojekt»: «Da wir selbst neben der Praxis auch in der Forschung tätig sind, ist uns eine wissenschaftliche Fundierung wichtig. Unser Anspruch ist, die Komplexität der Themen beizubehalten, zugleich aber alltagsnah und gut verständlich zu vermitteln.» Die einzelnen Folgen sind fernab jeglicher Orthodoxie, zu der ja Psychoanalytiker – entsprechend ihrer jeweiligen Schule (Freudianer, Jungianer etc.) – stark neigen. Der Podcast wirkt auch nicht streng «deutsch», was daran liegen mag, dass Cécile Loetz in Paris studiert hat. Schliesslich, und das ist bei einem Podcast nicht zu vernachlässigen, haben beide sehr angenehme Stimmen; man hört ihnen gern zu, auch länger, und das mit Genuss.

Loetz und Müller haben nun ihre Anliegen aus dem Podcast in dem Buch «Mein grösstes Rätsel bin ich selbst» vertieft. Es ist ebenfalls von ihrem Grundsatz geleitet: «Verstehen führt zu Veränderung – das Unverständene müssen wir immer wieder aufs Neue durchleben» und durchleiden. Erst das Verständnis unserer tiefen Konflikte führt dazu, Schmerz, Angst, Trauma und Aggression hinter uns lassen zu können. Das ist schöne und tiefe Lebenshilfe. Man kann Podcast und Buch nur sehr empfehlen.

Jazz

Nichts als die Welt

Peter Rüedi

Vijay Iyer (Linda May Han Oh, Tyshawn Sorey): Compassion. ECM 2760 5567498

Ein «Mann von Welt» heisst gemeinhin einer, der genug Savoir-vivre hat, um von der sogenannten besseren Gesellschaft als einer der Ihren akzeptiert zu werden, und genug Witz, Wissen und Originalität, dass die seine Überlegenheit bewundert. Das ist hier nicht gemeint. Vijay Iyer, 1971 als Sohn nordindischer Einwanderer in Albany, New York, geboren und als Pianist, Komponist und Bandleader seit längerem eine der herausragenden Figuren der aktuellen Jazzszene, ist ein Mann von Welt im wörtlichen Sinn: ein Mann vieler Welten, nicht nur als ein amerikanischer Inder, sondern als einer, dessen stupende Klavierkunst sich aus vielen Quellen speist: aus vielen musikalischen innerhalb des Jazz (Inspiratoren wie McCoy Tyner, Cecil Taylor, Andrew Hill, Chick Corea etc.) und vielen ausserhalb (neue abendländische E-Musik und klassische indische Musik).

Dazu kommen Anregungen von ausserhalb der Musik, kommt nicht weniger als die Welt, auf vielen Ebenen – Iyer ist auch Mathematiker und einer, der sich für gerechte soziale und politische Verhältnisse engagiert. Er hat einen scharfen Intellekt, und andererseits nennt er seine jüngste CD «Compassion» – Mitgefühl, Anteilnahme, Empathie: jedenfalls Emotionalität. Die wiederum betrifft nicht nur die Produktion kollektiv improvisierter Musik.

Iyers ebenso subtile wie mächtige Partner, Herausforderer, Mit- und Vorausdenker sind die Kontrabassistin Linda May Han Oh, 1984 in Malaysia geboren, in Australien aufgewachsen, seit 2008 in New York aktiv, und der Drummer Tyshawn Sorey, als Perkussionist, Komponist, Orchesterleiter zwischen Avantgarde und Jazztradition nicht weniger beweglich als Iyer: ein ganz ungewöhnlich dichtes, in hohem Mass paritätisches Trio, wie Pianist Iyer selbst mit einem Hang zu Fülle, Brillanz (*many, but not too many notes*). Immer wieder übernimmt Oh mit singenden Basslinien die Stimmführung.

Das Repertoire reicht vom Titelstück, einem intensiven Klangtableau, einem «stehenden Sturm» (Kafka), über ein als Chick-Corea-Hommage zitiertes Stevie-Wonder-Stück bis in groovende Zonen; von einem avantgardistisch-abstrakten Scherz von Roscoe Mitchell bis zu balladesken Innigkeiten («Compassion»), darunter eine Art Requiem für Emmett Till, ein Opfer des Südstaatenrassismus. Hohe Intensität, weiter Horizont, tiefe Wasser. Die ganze Welt.



Ich dachte, das sei mein letztes Bild: Blick aus dem Fenster der DC-3.



UNTERWEGS

Der Kongo von oben

Alberto Venzago

Einmal war ich unterwegs mit Wim Wenders in Afrika.

Wir fliegen zu einem Filmdreh. Xavier Bardem ist der Produzent. Wim der Regisseur. Ich bin wie so oft bei ihm hinter der Kamera. Wir sind irgendwo zwischen Kampala und Kisanjani. Wim nennt mich Stanley, ich ihn Wimba.

Jetzt sehen wir den Kongo von oben. Eine öde Buschlandschaft. Menschenleer. Ab und zu taucht eine Herde Zebras oder Giraffen auf.

Ich bin hier und doch nicht hier. Wie so oft. Wir drehen einen Dokumentarfilm über Kindersoldaten, Massenvergewaltigungen und bestialische Morde im Namen der Freiheit.

Die Geschichte Zentralafrikas ist geprägt von exzessiver Gewalt: Ab 1885 ist der Kongo belgische Kolonie, 1965 putscht sich Mobutu an die Macht, und im Osten eskaliert 1994 der Genozid in Ruanda. Auf Initiative der Organisation Ärzte ohne Grenzen drehen wir erschütternde Porträts von Frauen. Diese wurden während des Bürgerkriegs Opfer von Massenvergewaltigungen, ihre Männer mit Benzin übergossen und vor ihnen verbrannt. Die Kleinkinder wurden brutal ermordet. Sie mussten all diesem Grauen zusehen.

Im Film «Los Invisibles» sprechen diese starken Frauen über diese Zeit. Diese Apokalypse. In Suaheli. Einer zarten, melodiösen Sprache. Sie schauen in die Kamera und reden. Wie von einem anderen Stern. Ich bin erledigt, muss kotzen, kann nicht verstehen, wie man trotzdem weiterleben will. Kann.

Aber jetzt sind wir noch unterwegs. Wimba und ich sitzen aneinandergedreht in der zweimotorigen DC-3. Die schwerbeladene Maschine fliegt tief. Der ratternde Lärm der Propeller ist höllisch. Ebenso die Hitze.

Es gibt hinter den beiden Piloten nur zwei nackte Sitze. Unsere. Wimba hat eine Karte auf seinen Knien ausgebreitet und zeigt mit den Fingern zum Horizont. Ich verstehe nichts.

Der Rest der Maschine ist beladen mit festgezurrten Kerosinfässern. Es stinkt bestialisch. Einer der beiden britischen Piloten verlässt seinen Sitz, lehnt sich an eines der Fässer und grinst uns an.

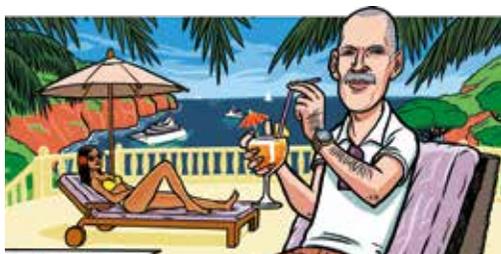
«First time?»

Genüsslich zündet er sich eine Selbstgedrehte an.

Ich schaue zum eckigen Fenster raus. Von Wimba sehe ich nur seinen Hut als Silhouette vor dem gleissenden Himmel. Unter uns verfolgt uns unser Schatten.

Ein Zeichen.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Witwe

Mark van Huissingling

«Worin sind Amerikaner besser als Europäer?», habe ich mal Tommy Hilfiger gefragt. «Im Kommerziellen», antwortete der ehemalige amerikanische Modeunternehmer (er kann das beurteilen, er arbeitete in der Firma, die seinen Namen trägt, mit europäischen Kaderleuten zusammen). Und zwar nicht bloss im geschäftlichen, sondern auch im privaten Leben respektive sogar darüber hinaus, habe ich jetzt dazugelernt.

Auf meinen *courtesy call*, meine Anstandsnachricht zum neuen Jahr an eine (mir nicht besonders nahestehende) Bekannte, eine Amerikanerin, erhielt ich die traurige Rückmeldung, sie mache eine schwere Zeit durch – ihr Mann sei vor wenigen Monaten nach kurzer, schwerer Krankheit überraschend verstorben. Die elektronische Textbotschaft

Dennoch schienen mir, ehrlich, ein Todesfall und ein Crowdfunding schwer vereinbar auf den ersten Blick.

war mit einem Link versehen, der zum Nachruf führt. Dieser befindet sich auf der Webseite eines Unternehmens, dessen Geschäftsmodell die Vermittlung von Spendengeldern ist. Es gibt dort auch ein Bild der Trauerfamilie, und im Text wird über deren finanzielle Lage berichtet. In einer Spalte ist zu sehen, welcher Anteil des Spendenziels der Hinterbliebenen bereits erreicht wurde beziehungsweise welcher Gönner wie viel gegeben hat.

Und Ihr Kolumnist als Europäer, oder zumindest Schweizer, fragt: «Darf man das?»

Damit wir uns richtig verstehen, natürlich brauchen hinterbliebene Familienmitglieder in vielen Fällen dringend Geld von Dritten, nachdem ihr *breadwinner* verstorben ist, besonders zur Unzeit, in mittljungen Jahren also. Unter anderem darum, weil die Leistungen der *social security*, der staatlichen Vorsorgeeinrichtungen in Amerika, eher für *insecurity*, Unsicherheit, sorgen – damit kann man höchstens überleben, aber nicht leben. Jeder Beitrag helfe, die finanzielle Last, verursacht durch Arzt- und Spitalrechnungen, Bestattungskosten sowie Aufwände für die Ausbildung der Kinder, zu verringern, und ver helfe somit zu ein wenig Stabilität, schreibt die Witwe.

Dennoch schienen mir, ehrlich, ein Todesfall und ein Crowdfunding schwer vereinbar auf den ersten Blick; *Buddy can you spare a dime* folgte für mich irgendwie zu unmittelbar auf «Schweren Herzens teilen wir mit, ...» Was aber mehr mit der Form als dem Inhalt zu tun hat, denke ich. Wie geschrieben, der Geldbedarf ist nachvollziehbar, mehr als das, ist klar. Doch der Hilfe- beziehungsweise Aufruf über eine Internetplattform, dargereicht zeitgleich mit der Nachricht, hat mich erstmal überfahren. Ich verband diese Art des Spendensammelns die längste Zeit mit Amateursportvereinen, deren Fuss-, Hand- oder Was-auch-immer-Ballspieler neue Trikots benötigen, beziehungsweise mit Tier-Wohltätigkeitsorganisationen (für ein Eulenzufluchtsheim vielleicht).

Weshalb ich das Webportal besuchte und bald herausfand, dass es (fast schon) üblich ist, für Menschen zu sammeln, die Verluste erlitten haben, nicht nur in Amerika, sondern auch in Deutschland – «Mama ist gestorben: Hilfe für Chris, Nala und Lia» (119 415 Euro vom Spendenziel 100 000 eingeworben) – oder der Schweiz: «Unterstützung für die Familie von Frieder (an Hautkrebs gestorben, in Bönigen, 11 940 Franken vom Spendenziel 15 000 eingeworben). Der feine Unterschied: In Deutschland beziehungsweise der Schweiz, so sieht's aus, sammelt man nicht für sich selbst, sondern ein Freund oder eine Freundin übernimmt diese Aufgabe. Weiter gibt's in Europa mehr anonyme Spender, in Amerika machen *high* sowie *low spenders* ihre Namen öffentlich.

Zurück zum Anfang. «Worin sind Amerikaner besser?», habe ich gefragt. «Im Kommer-

ziellen», antwortete Tommy Hilfiger. Was für Europäer inklusive Schweizer oft einen unangenehmen Beigeschmack hat – weil Kommerz eben Kommerz ist –, in Amerika aber als Kompliment verstanden werden darf. Meine amerikanische Bekannte hat sich an diese Stärke erinnert, als es am nötigsten war. «Wir strecken unsere Hände aus und bitten Euch um Unterstützung», schrieb sie in aller Offenheit. Und hat bisher gut 30 Prozent ihres Spendenziels eingeworben, wie man sagt. Das Geld, das sie so sammelt, verbessert ihre Lage und die der Kinder, vielleicht entscheidend – dafür lohnt es sich, den Inhalt über die Form zu stellen.



UNTEN DURCH Mit einer Torte über die Grenze Linus Reichlin

Mein Freund Bruno ist ein begeisterter Pistolenschütze. Immer am Mittwochabend legt er sein Pistolenköfferchen in den Kofferraum und fährt zum Indoor-Schiessplatz in Spreitenbach. Bis zu diesem Punkt ist alles noch völlig legal. Es ist ebenfalls legal, dass Bruno nach dem Schiessen mit der Pistole wieder zurück in seine Wohnung fährt. Genau genommen ist es auch nicht verboten, dass Bruno beim Nachhausekommen das Pistolenköfferchen im Auto vergisst. Letzte Woche ist das geschehen, und am nächsten Tag fuhr Bruno dann nach München, um seinen Bruder zu besuchen. Er überquerte also mit seiner Pistole und fünfzig Schuss Munition im Kofferraum die Grenze zu Deutschland.

Als ein deutscher Grenzbeamter seinen Pass sehen wollte, war Bruno so tiefenentspannt, wie es Leute eben sind, wenn sie vergessen haben, dass sie bewaffnet über eine Grenze

fahren. Doch als Bruno in München sein Reisegepäck aus dem Kofferraum holte und dabei den Pistolenkoffer entdeckte, erstarrte er zu einer Säule des Schreckens. Er verfluchte Alois Alzheimer, der im Jahr 1906 die gleichnamige Krankheit erfunden hatte. Wie sollte Bruno nun je wieder in die Schweiz zurückkehren? Musste er nun für immer in Deutschland bleiben wie sein Bruder, der mit einer deutschen Frau seit fünfzehn Jahren unglücklich war? Beim Eisbein-Essen mit seinem Bruder sagte Bruno nur «Hm, soso» oder «Ach, jaja» – er konnte sich auf die Klagen des Bruders über die Heimtücke seiner Ehefrau nicht konzentrieren. Er überlegte sich, die Pistole hier in München in die Isar zu werfen. Aber wäre das nicht Geldverschwendung gewesen? Die Waffe war ja 1200 Franken wert. Sollte er nicht lieber die Identifikationsnummer wegfeilen und die Waffe dann einem der Obdachlosen im Englischen Garten schenken? «Dann hätte das Ganze einen karitativen Aspekt», dachte Bruno.

Später gesellte sich dann auch die Frau des Bruders zum Eisbein-Essen. Während sie Bruno erzählte, dass sein Bruder ein narzisstischer Impotenter sei, überlegte sich Bruno, ob es nicht besser sei, einem Obdachlosen hundert Franken anzubieten, damit er die Pistole über die grüne Grenze in die Schweiz schmuggle. «Dann würde ich 1100 Franken sparen», dachte Bruno. In der Nacht lag er mit dem schweren Eisbein im Magen im unbequemen Gästebett des Bruders, und plötzlich kam ihm die rettende Idee: eine Torte! Die Pistole einfach in einer Schwarzwälder Kirschtorte verstecken! Am nächsten Tag kaufte Bruno im Tortenparadies München eine fette Schwarzwälder Torte, die er dann auf dem Rücksitz seines Autos vorsichtig in zwei Hälften schnitt, damit er die Pistole im Herzen der Torte platzieren konnte. Die Torte wurde zwar durch die Pistole oben

Er war sehr nervös und stellte das Radio ein – Radiostimmen beruhigen ihn immer.

ein bisschen ausgebeult, aber das hätte ja auch die Gärung sein können – wer nahm das bei einer Torte schon so genau! So fuhr Bruno los. Er war sehr nervös und stellte das Radio ein – Radiostimmen beruhigen ihn immer. Kurz vor der Schweizer Grenze sagte eine dieser

beruhigenden Radiostimmen, immer mehr Drogenschmuggler würden Crystal Meth in Torten verstecken, doch darauf würden die Zöllner schon lange nicht mehr hereinfallen. Grenzgänger, die Torten dabei hätten, würden besonders scharf kontrolliert. Die Beamten, sagte die Radiostimme, würden Sondierstäbchen in die Torte stecken oder sie röntgen. Bruno brach zuerst der kalte Schweiß aus. Plötzlich aber packte ihn die blanke Wut. Er fluchte am Steuer laut über den Staat, der die Bürger bis in die Torten hinein überwacht und bevormundet! Alles wird heutzutage kontrolliert, es ist wie in China! In jedes kleines bisschen Privatleben steckt der Staat seine Sondierstäbchen rein! «Ich habe fünfzig Franken für den Waffenschein bezahlt», brüllte Bruno am Grenzübergang den Schweizer Zollbeamten an, «dafür werde ich wohl noch eine Torte über die Grenze nehmen dürfen!»



SEX Schöne Empfindungen Dania Schifftan

Liebe Dania, meine Frau mag meine Oralsex-Avancen leider nicht. Liegt das an mir oder gibt es Frauen, die einfach nicht darauf stehen?
P. M., Bonstetten

Diese Frage kann Ihnen nur Ihre Frau beantworten. Ich kann es jedenfalls nicht, weil ich ihre Gründe nicht kenne. Es kann viele Gründe geben, warum sie es nicht möchte. Mag sie das Gefühl an ihrer Vulva nicht? Macht sie sich Sorgen, dass sie unangenehm riechen könnte, und das ist ihr peinlich? Oder denkt sie vielleicht, dass Sie den Oralsex nicht mögen und es nur ihr zuliebe machen? Oralsex ist eine sehr intime Angelegenheit. Die Gerüche, die von unse-

ren Genitalien ausgehen, sind uns fremd. Viele von uns haben als Kinder gelernt, dass es «da unten» irgendwie schmutzig ist. Dass wir uns dort ordentlich waschen sollen und besser unsere Finger da wegnehmen. Beim Oralsex nimmt ein anderer Mensch mit seinem Gesicht, seinen Lip-

Das ist für viele Menschen mit Überwindung verbunden, egal, ob sie nehmend oder gebend sind.

pen und der Zunge Kontakt zu diesem «schmutzigen» Bereich unseres Körpers auf. Das ist für viele Menschen mit Überwindung verbunden, und zwar egal, ob sie nehmend oder gebend sind. Also egal, ob sie einen anderen Menschen oral befriedigen oder selbst verwöhnt werden.

Sprechen Sie mit Ihrer Frau offen darüber und fragen Sie sie, warum sie den Oralsex nicht mag. Vielleicht finden Sie Wege, sich dieses Feld gemeinsam auf eine neue Art zugänglich zu machen. Wer nämlich seine Hemmungen abgelegt hat und gelernt hat, sich auf diese Spielart einzulassen, der wird mit schönen Empfindungen belohnt. Was viele Menschen am Oralsex lieben, ist die Weichheit der Lippen, die Wärme, die durch sie entsteht, und die Bewegungen, die mit der Zunge am Genital möglich sind. Oralsex kann uns wundervolle Lustmomente schenken, doch das geht nur, wenn unsere Bedenken vorab beiseitegeräumt wurden und wir uns ganz darauf einlassen können.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch



„Hätten wir damals unser Geld vernünftig angelegt, müssten wir heute nicht am Goldfischfutter sparen.“

Generation Un-Fun



Melancholie in Beige: Billie Eilish.

Der Geniekult in den Künsten lässt vermuten, dass die Melancholie Weiten öffnet und den Menschen über sich hinauswachsen lässt. Jedenfalls ist wenig über glückliche Künstler bekannt, die in ihrem Genre Epoche gemacht haben. Im fahlen Lichte der Melancholie besehen, kann man sie als das Gegenteil der Depression betrachten, des Zustands des Stillstands. Heute sind mehr als die

Hälfte der erfolgreichen Musikstücke in melancholischem Moll komponiert, während in den sechziger Jahren vier Fünftel in Durtonarten frohlockten, wie die NZZ kürzlich schrieb. Das Tempo der meistgehörten Songs soll sich seit der Jahrtausendwende verlangsamt haben. Der Zustand der Generation Z in der Zeit der Multi-Krisen ist hinreichend dokumentiert. Genies wie Billie Eilish liefern den Soundtrack dazu.

Aber ist das Leitgefühl der Gen Z die Melancholie oder die Depression? Sie liegen dennoch eng beieinander. Der parallele Trend zu beigen Einrichtungen, der wahrgenommenen Absenz von Farbe, widerspiegelt nicht Melancholie, sondern Leere.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by
Schulz



Phönix vom Matterhorn

Auf der italienischen Seite des Kultbergs steht eines der teuersten Chalets der Gegend zum Verkauf.

Im nahen Wallis, in Gstaad oder St. Moritz gibt es Ferienhäuser, die preislich noch höher bewertet sind. Doch in den italienischen Alpen gilt «La Fenice» als teuerstes Chalet. Es liegt in Cervinia, kostet 22,3 Millionen Franken und ist seit Ende Jahr auf dem Markt. Cervinia ist jener Bergsteiger- und Ski-Ort auf der Südseite des Matterhorns, in dem sich etwas oberhalb des Dorfes auch das Ziel der Gran Becca befindet. Die Gran Becca wäre die neuste, die erste grenzüberschreitende – Start ist in der Schweiz – und höchstgelegene Abfahrtspiste im Skiweltcup. Wäre, weil die geplanten Rennen bisher wegen schlechter Bedingungen abgesagt werden mussten.

Aber in Cervinia steht eben auch – in ziemlich spektakulärer Abgeschiedenheit – «La Fenice», was auf Deutsch «Phönix» bedeutet. Noch gehört das luxuriöse Chalet dem britischen Hedgefonds-Manager John Harrison, Vater von vier Kindern, der das Grundstück 2015 kaufte. Damals handelte es sich um ein auffälliges Objekt, um «eine ziemlich schöne Ruine», wie Harrison gegenüber Bloomberg News sagte. Die Renovationsarbeiten dauerten fünf Jahre, wobei vom ursprüng-

lichen Gebäude, das in den 1930er Jahren entstand, bloss noch einige Steinmauern geblieben sind, sonst baute es Harrison komplett neu. Um mehr Platz zu schaffen, musste zudem eine Sprengung vorgenommen werden. «Der Architekt schickte mir per WhatsApp ein Video von einer gewaltigen Explosion, wie aus einem Kriegsfilm», sagt Harrison. Wie viel Geld er für die Liegenschaft und den Umbau ausgab, verrät er nicht, nur so viel, dass die Summe «beträchtlich» gewesen sei.

Man kann es auch mieten

Schliesslich entstand ein wunderbares sechsgeschossiges Chalet mit sieben Schlafzimmern, einem 10-Meter-Indoor-Pool, einem Swarovski-Kronleuchter und allem Drum und Dran. Sogar für einen Helikopterlandeplatz reichte es. Harrison begann sein Juwel in den italienischen Alpen zu vermieten, letztes Jahr verlangte er in der Hochsaison zum Beispiel knapp 61 000 Franken für sechs Nächte.

Jetzt spielt er mit dem Gedanken, das «Fenice» zu verkaufen, und liess es Ende Jahr beim britischen Immobilienmakler Savills ausschreiben.



THIEL

Fixerstübli

Lobbyist: Hey, was ist los mit dir? Du siehst gar nicht gut aus.

Parlamentarier: Mir geht es schlecht. Ich bin total auf dem Trockenen. Ich brauche dringend Medienaufmerksamkeit. Kannst du mir etwas mischeln?

Lobbyist: Du kennst die Tarife. Wie viel hast du?

Parlamentarier: Ich bin völlig abgebrannt. Ich habe alles in meine Wahlkampagne investiert. Kannst du mir nicht etwas auf Pump geben?

Lobbyist: Du weisst, dass ich das nicht kann. Aber du kannst dir den Stoff verdienen. Du musst etwas für mich dealen.

Parlamentarier: Was soll ich tun?

Lobbyist: Du musst für mich eine Interpellation an deine Fraktionskollegen verticken. Wenn du so viele von ihnen anfixen kannst, dass die Interpellation im Rat durchkommt, beschaffe ich dir, was du brauchst, ein ganzseitiges Interview im *Tagi* oder in der *NZZ am Sonntag*, wenn du willst.

Parlamentarier: Printmedien genügen mir nicht mehr. Ich brauche etwas Härteres. Kannst du mir keinen Fernsehauftritt mischeln?

Lobbyist: Das ist teuer.

Parlamentarier: Ich tue dafür, was du willst.

Lobbyist: Na gut. Du schuldest mir 500 Unterschriften für verschiedene Vorstösse meiner Wahl.

Parlamentarier: Ich unterschreibe so viele Vorstösse, wie du willst.

Lobbyist: Ich will doch nicht deine Unterschrift – die kriege ich sowieso –, du schuldest mir 500 Unterschriften von Fraktionskollegen.

Parlamentarier: Ich beschaffe dir so viele Unterschriften, wie du brauchst. Gib mir einfach einen Fernsehauftritt. Ich halte den Entzug nicht länger aus.

Andreas Thiel



Helikopter-Landeplatz inklusive: «La Fenice» in Cervinia.



In Stimmung: Entertainerin Monika Kaelin, Sänger Peter Reber, Ehefrau Livia.



Gern gesehen: Topmodel Manuela Frey mit Kay Boser, Sohn von TV-Star Patricia Boser.



Mittendrin: Sportlerin Brigitte Oertli, «Arena»-Moderator Sandro Brotz.



SRF-Quartett: Joel Grolimund, Tanya König, Jennifer Bosshard, Michel Birri.



Strahlende Sieger: Sängerin Maja Brunner, Rapper Stress, TV-Star Mona Vetsch, Redaktionsleiterin Paola Biason.

BEI DEN LEUTEN

Preissegen im Radiostudio

Die Redaktion von «Gesichter & Geschichten» vergab in der Radio Hall des SRF-Studios in Zürich ihre jährlichen Awards.

André Häfliger

Den Hauptpreis («Gesicht des Jahres») schnappte sich Rapper **Stress** alias Andres Andrekson. Der in Tallinn geborene Westschweizer kam direkt vom Flughafen aus den Ferien. Und schmunzelte: «Die Zeit war knapp, ich hatte etwas Stress.» Den Preis, ein gemaltes Porträt samt Blumenstrauß, kann er jetzt zu seinen neun Music Awards stellen. «Ich bin sehr glücklich und bewegt über diese weitere Auszeichnung», sagte er vor den rund 200 Gästen. Moderiert wurde die Award-Show von **Jennifer Bosshard** (Ehefrau von GC-Fussballstar **Pascal Schürpf**) und **Michel Birri**. In vier Kategorien wurden Preise verliehen.

Die drei Freundinnen **Maja Zivadinovic**, **Gülsha Adilji** und **Yvonne Eisenring** diskutieren in ihrem Podcast «Zivadiliring» über tiefgründige und kurzweilige Themen, die das Leben schreibt. Bei den «G & G»-Awards holten sie den Preis als «Durchstarterinnen des Jahres» ab. Über zwölf Jahre nach seinem Unfall, der seine Karriere beendete, hadert Eishockey-Ass **Kevin Lötscher** nicht mehr mit seinem Los, son-

dern erzählt der Öffentlichkeit seine Geschichte. Und macht damit Menschen Mut, die ein ähnliches Schicksal erlebt haben. Dafür wird er von der von **Paola Biason** geleiteten «G & G»-Redaktion zum «Mutmacher des Jahres» gekürt.

Die beiden SRF-Gesichter **Mona Vetsch** und **Tom Gisler** schrieben 2023 ein gemeinsames Bühnenprogramm über das Älterwerden. Der Schritt vom Radiomikrofon auf die Bühne bringt ihnen den Award als «Grenzgänger:in des Jahres» ein.

1991 gewann Sängerin und Schauspielerin **Maja Brunner** einen World Music Award als beliebteste Sängerin der Schweiz, 2018 heimste sie bei **Monika Kaelin** einen Prix Walo ein. Die Schwester von Ländlerkönig **Carlo Brunner** ist nicht wegzudenken von den Bühnen des Landes. Jetzt ist sie «Dauerbrennerin des Jahres». Nach der Vergabe der Awards waren sich die Sänger **Peter Reber**, **Seven** und **Noah Veraguth** bei feinen Häppchen und Drinks einig: «Alle Sieger haben ihre Preise redlich verdient.» Snowboard-King **Fabien Rohrer** ergänzte: «Alle dürfen stolz sein.»



Im Rampenlicht: Reto Hanselmann, Figaro Martin Dürrenmatt.



Grosse Freude: Barbara und Salar Bahrampoori, TV-Moderator, Autor Pedro Lenz, Ehefrau Rahel und Livio Chistell, Moderator RTR.



Fussballmanager Fredy Bickel, Komikerin Regula Esposito alias Helga Schneider.



Locker: Snowboard-Weltmeister Fabien Rohrer, Kollegin Anita Rothenfluh.



Heiter: Sänger Florian Ast mit seiner Managerin Nicole Lüthi.



Drei Ex-Missen: Linda Fäh (Zehe gebrochen), Sonja Grandjean und Anita Buri (Bein gebrochen).



Vertraut: Pegasus-Frontsänger Noah Veraguth, Ehefrau Sayori.

Gemütlich-elegante Brasserie

Restaurant Bohemia, Klosbachstrasse 2,
8032 Zürich, Tel. 044 383 70 60

Früher war da, wo das Restaurant «Bohemia» am Kreuzplatz heute seine Kunden verwöhnt, eine grosse und qualitativ sehr gute Metzgerei; einst die der Familie Schlageter, dann die Grande Boucherie du Molard, ein Ableger der gleichnamigen Institution in Genf. Als die französisch geprägte Metzgerei in Zürich geschlossen wurde, entstand in ihren Räumen das «Bohemia», ein beliebter Quartiertreffpunkt einerseits, andererseits aber eine gemütliche Brasserie mit sehr ansprechendem Essen, der man den Esprit der alten Metzgerei noch anzuspüren glaubt. Das Lokal gehört zur Höschgass-Gastro-Gruppe, der auch das «Iroquois», das «Totò» und ein weiteres «Bohemia» in Basel gehören.



Nun, das Restaurant mit der Anmutung einer französischen Brasserie hat aber in seinen Genen auch einen rechten Schuss amerikanischer Gastronomie mit auf den Weg bekommen. Der Dry-aged-Burger ist geschmacklich und in der Präsentation ein kleines Kunstwerk, begleitet von Pommes mit Trüffelduft. Aber fangen wir von vorne an: Das Personal ist ausgesprochen gastfreundlich und geschickt. Die Karte lädt mit vielen Vorspeisen, etwa diversen Brettern mit Schinken, Wurst oder Käse, mit Suppen und Salaten,

ein: Nüssli-, Fenchel- und Spinatsalat oder ein Carpaccio von der Rande werden mit vielen diversen Saucen angeboten. Daneben ergänzen Tuna- oder Beef-Tatar, Lachs und Ravioli das Angebot. Ferner steht der Brasserieklassiker Moules et frites auf der Liste. Ein Chicken-Paillard kommt hauchdünn auf den Tisch, ist dann aber natürlich auch nicht mehr so tiefend saftig. Gut gefallen haben uns ferner der erwähnte Burger und die Smoked Baby Back Ribs vom Grill mit der haus-eigenen Barbecue-Sauce. Etwas weniger zu begeistern vermochte uns das Tagesgericht «Stroganoff mit hausgemachtem Kartoffelstock». Es stellte sich als ein Rindsgeschnetzeltes an einer guten Gulaschsauce heraus. Bei «Stroganoff» erwartet man etwas grössere Rindfleischstreifen, die innen ruhig noch etwas rosa sein dürfen. Aber so kleinliche Kritik wird dem immer sehr belebten und beliebten Restaurant der Bohemiens am Kreuzplatz nicht gerecht!

WEIN / PETER RÜEDI

Traum vom Süden

Montevetrano: Core Bianco 2021. Campania IGT. 13,5%. Weinhandlung Martel, St. Gallen. Fr. 19.–. www.martel.ch

Das Weingut Montevetrano erzählt die Geschichte einer Quereinsteigerin, Silvia Imperato, ursprünglich Fotografin. In den achtziger Jahren war sie aus dem Norden zurückgekehrt in ihre ursprüngliche Heimat, die Colli Picentini im Hinterland von Salerno in der Campania. Und fand sich mit der Aufgabe konfrontiert, das Erbe ihrer Vorfahren zu bewirtschaften, 26 Hektaren, davon 5,5 als Reben in der Nähe des Castello di Montevetrano. Sie hatte eine Leidenschaft für grosse Weine und eine sentimentalische Bindung an das Land ihrer Kindheit, und aus beidem ergab sich das Abenteuer Weinbau in diesem für die Wein- und Weltöffentlichkeit doch eher abgelegenen Winkel.

Und Imperato hatte die richtigen Freunde. Schon in Rom zählte der Weinpublizist Luca Maroni zu ihnen, vor allem aber die Brüder Cotarella, von denen Riccardo bald zum renommiertesten *flying winemaker* Italiens



avancieren sollte. Seine Hilfe war praktisch-konkret, unerlässlich bei Entscheidungen in Rebberg und Keller. Mit Cotarella an der Seite träumte Silvia Imperato von einem «Super Campania», analog zu den «Super Tuscans», einem Blend aus Bordeaux-Reben (Cabernet Sauvignon, Merlot) und allenfalls einem kleineren Anteil von eingeborenem Aglianico. «Die erste Ernte 1991», erinnert sie sich, «war eher eine Wette unter Freunden als ein Geschäft.» Allein, von zwei weiteren schickte sie Muster an Robert Parker, den ultimativen Brandbeschleuniger der globalen Weinpublizistik, und das trug dem Montevetrano den Superlativ «Sassicaia des Südens» ein. Ab da war der Aufstieg des exklusiven kleinen Guts zu einem «mito del sud» (Silvia Imperato) nicht mehr aufzuhalten.

Montevetrano entwickelte sich weiter, immer kompetent beraten von Cotarella. Neben dem Star gleichen Namens entstand, inzwischen mit Imperatos Tochter Gaia an Bord, die Linie «Core». Ein roter, reiner Aglianico einerseits und der Core Bianco andererseits, ein sehr besonderer Weisser, der hier empfohlen sein soll. Wie sein roter Bruder ist er ein kostbarer Wein, allerdings einer zu einem (im Verhältnis zu seiner Attraktivität) freundlichen Preis. Anders als das Flaggschiff des Hauses ist der Core Bianco ein kampanisches Regionalmonument. In dem Sinn, dass er zwei autochthone Sorten der Region Campania, Fiano und Greco, aufs glücklichste verheiratet.

Vom Fiano, meine ich, kommen die blühende Aromatik (Birne, Feldblumen, Papaya, Nektarinen) und das runde Gewicht am Gaumen, vom Greco die Zitrus-Spritzigkeit, die belebende Säure und die mineralisch salzige Komponente, das strukturelle Rückgrat. Reine Spekulation, zugegeben. Was zählt, ist der harmonische Einklang dieser Cuvée, das unteilbare wie gewachsene Ganze.

Nummer eins

Der Ford F-150 ist eine Ikone des Automobilbaus und jetzt als elektrifizierter Lifestyle-Transporter erhältlich.



Wenn man sich die Strassen Amerikas ganz ohne eurozentristischen Dünkel und vorurteilsfrei anschaut, sieht man ein anderes Bild als im Entlebuch, in der Lausitz oder in Vorarlberg. Pick-ups beispielsweise mit grosszügiger Ladefläche sind weit verbreitet, und wer schon ein paar Tage durch die ländlichen USA – egal ob North Carolina oder Pennsylvania – gefahren ist, weiss, dass viele Menschen ziemlich weit weg von grossen oder grösseren Zentren wohnen. Vielleicht müssen mal ein paar Gallonen Wasser in die ländliche Abgeschiedenheit transportiert werden, und einen Coop Pronto, der täglich bis 23 Uhr geöffnet ist, gibt es auch nicht in Gehdistanz.

Dass Pick-ups als praktische Fahrzeuge angesehen werden, ist auch keine modische Zeitgeisterscheinung, sondern ein kulturgeschichtlich verankertes Gesellschaftsphänomen. Der US-Autohersteller Ford beispielsweise baut seit 1948 die F-Serie, die damals die früheren Pick-up-Modelle ersetzte, die auf PKW-Plattformen basierten. Den Ford F-150 gibt es bereits in der vierzehnten Generation. Um hier einen europäischen Vergleich zu machen: Den populären Golf gibt es seit 1974 und acht Generationen.

Seit vielen Jahren ist der F-150 das meistverkaufte Auto Amerikas, er ist Arbeitsgerät, Familienkutsche und Filmstar. Ben Affleck etwa fährt als autistischer Buchhalter mit Mafia-Verbindungen in «The Accountant» einen F-150 als Alltagsfahrzeug – und um seinen Wohnwagenanhänger für Notfälle ziehen zu können, falls er mal schnell verschwinden muss. In der Schweiz hingegen war der F-150 bisher ein selten ge-

sehener Gast auf den Strassen, was sich jetzt allerdings – wenn auch bloss wohldosiert – ändert. Seit kurzem wird die Fahrzeugikone auch hierzulande angeboten. «Ford ist in Europa längst nicht mehr nur Fiesta», sagt dazu Donato Boicchio als Managing Director der Ford Motor Company Switzerland. «Wir brauchen solche Ikonen», führt der sympathische Aargauer an.

Vor kurzem durfte ich erstmals mit einem F-150 ein paar Runden drehen, angeboten wird er als elektrifizierter «Lightning». Dafür muss das US-Modell an die hiesigen (Strom-)Verhältnisse angepasst werden. Einmal umgebaut, bekommt man einen grosszügigen, praktischen Transporter, wo selbst die Mittelkonsole Platz genug bietet, um darauf eine Pizzaschachtel abzulegen. Im Gepäckraum unter der Fronthaube können zwei erwachsene Männer bequem nebeneinandersitzen (bei offenem Deckel natürlich), und für Hand- oder Heimwerker bietet die Ladefläche genügend Platz für Geräte und Material.

Dass der vielseitige Truck auch ein luxuriöses Fahrzeug für fünf Personen sein kann, ist dabei fast nebensächlich. Faszinierend ist hingegen, wie der sanfte Riese lautlos vom Hof rollt und dann zügig Fahrt aufnimmt und auf diese Weise eigentlich jedes Klischee über den übertriebenen Fuhrpark der Amerikaner mühelos entkräftet.

Ford F-150 Lightning

Motor/Antrieb: Dual-Elektromotor, Allradantrieb; Leistung: 337 kW/458 PS; max. Drehmoment: 1050 Nm; max. Nutzlast: 600 kg; max. Anhängelast: 3493 kg; Hochvoltbatterie: 98 kWh; max. Ladeleistung (DC): 150 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,6 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 177 km/h; Reichweite: 427 km; Verbrauch (WLTP): 26,6 kWh/100 km; Preis: Fr. 127 000.–



OBJEKT DER WOCHE

Terminators Zeitmesser

Arnold Schwarzeneggers
Audemars-Piguet-Uhr
Für 270 000 Euro versteigert

Von dieser Uhr hätte wohl nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten erfahren, wäre Arnold Schwarzenegger damit nicht am Zoll hängengeblieben. Plötzlich war sie weltbekannt oder, wie der Hollywoodheld anmerkte, «the most watched watch in the world». Was war passiert? Schwarzenegger wollte die Schweizer Luxusuhr am Donnerstag in Kitzbühel für einen guten Zweck versteigern. Am Mittwoch kam er um 13.45 Uhr aus Los Angeles auf dem Münchner Flughafen an. Die Zollbeamten kontrollierten sein Gepäck und entdeckten den Zeitmesser, der ihnen sprichwörtlich auf den Zeiger ging: Weil es sich um eine Einfuhr handelte, hätte Schwarzenegger die Uhr anmelden müssen. Die Behörden hielten den Terminator drei Stunden lang fest, ehe die Sache geregelt werden konnte. Die *Bild*-Zeitung schreibt, dass Schwarzenegger die Strafe von mehreren tausend Franken per Kreditkarte zahlen wollte, dies aber nicht möglich war und die Beamten mit ihm zur Bank mussten.

Am Donnerstag kam das Corpus Delicti dann wie geplant am World Climate Summit unter den Hammer. Das Stück war sehr begehrt und erreichte einen Erlös von 270 000 Euro. Bei der Uhr des Waadtländer Fabrikanten Audemars Piguet handelt es sich um eine Spezialanfertigung für Schwarzenegger. Ein reguläres Modell desselben Typs (Royal Oak Offshore) ist ab 24 000 Franken erhältlich.

Benjamin Bögli

Hans Leutenegger, Unternehmer

Der Thurgauer hat Panik in Autobahntunnels, trinkt jeden Tag ein grosses Glas Appenzeller und würde Ueli Maurer ein zweites Mal in den Bundesrat wählen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Hans Leutenegger: Der Polizist. Den brauchen wir in der Schweiz. Dem gehören mein Respekt und meine Anerkennung.

Weltwoche: Welche Ihrer wichtigsten Überzeugungen würden wohl die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Leutenegger: Ohne Fleiss kein Preis. Dieses Prinzip teilen viele nicht mehr. Viele meinen, man sollte alles gratis kriegen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Leutenegger: So viel, dass ich ein gutes Leben habe.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Leutenegger: Sauberkeit.

Weltwoche: Wovor haben Sie Angst?

Leutenegger: Ich habe Panik in Autobahntunnels. Angst, dass ich einen Unfall oder einen Platten habe. Das ist meine grösste Angst.

Weltwoche: Wann haben Sie zum letzten Mal geweint?

Leutenegger: Ich *brüele* immer, wenn gute Menschen von mir gehen, jemand von der Familie, das ist wahnsinnig hart. Ich habe meine vier Brüder verloren, tolle Typen, alle gestorben...

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Leutenegger: Noch einmal Ueli Maurer.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Leutenegger: Ich glaube an eine gute und an eine böse Macht. Gott und Teufel. Ich glaube an Gott, ich glaube an das, was die Kirche sagt.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Leutenegger: Die Blocher-Partei.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Leutenegger: Das gehört bei mir zum täglichen Leben.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Leutenegger: Das «Thurgauerlied». «O Thurgau, du Heimat, wie bist du so schön...»

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Leutenegger: Am meisten von der Jugendzeit, immer wieder von den Brüdern, die gestorben sind. Ich bin ein Familienmensch. Auch von meiner ersten Frau.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Leutenegger: Ich bin sehr zufrieden mit mir.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?



«Ohne Fleiss kein Preis»: Olympiasieger, Patron, Filmschauspieler Leutenegger, 84.

Leutenegger: Früher war es Sophia Loren. Sie war meine Traumfrau. Heute am liebsten mit der eigenen Frau, mit Anita.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Leutenegger: Ich trinke jeden Tag einen Appenzeller, ein grosses Glas, das ist meine Droge. Kein Tag ohne Appenzeller!

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Leutenegger: Mein erster Chef bei Sulzer in Genf sagte mir: «Zähle nie auf andere Leute. Du bist dein eigener Mann.»

Weltwoche: Welchen Ratschlag würden Sie dem 15-jährigen Hans Leutenegger geben?

Leutenegger: Gesunden Sport treiben, nur machen, was gesund ist.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Leutenegger: Klar, man muss verzeihen können.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Leutenegger: Ich bin mit Fleisch aufgewachsen und werde bis ans Lebensende Fleisch essen. Wir haben zu Hause jedes Jahr Schweine geschlachtet.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Leutenegger: Ich habe den Nahtod erlebt, sah eine wunderschöne grüne Wiese und einen hellen Himmel. Ich weiss ungefähr, was passiert.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Leutenegger: Wer eine Frau schlägt, gehört ins Zuchthaus. Und zwar für längere Zeit.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gerne?

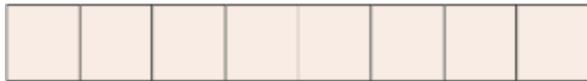
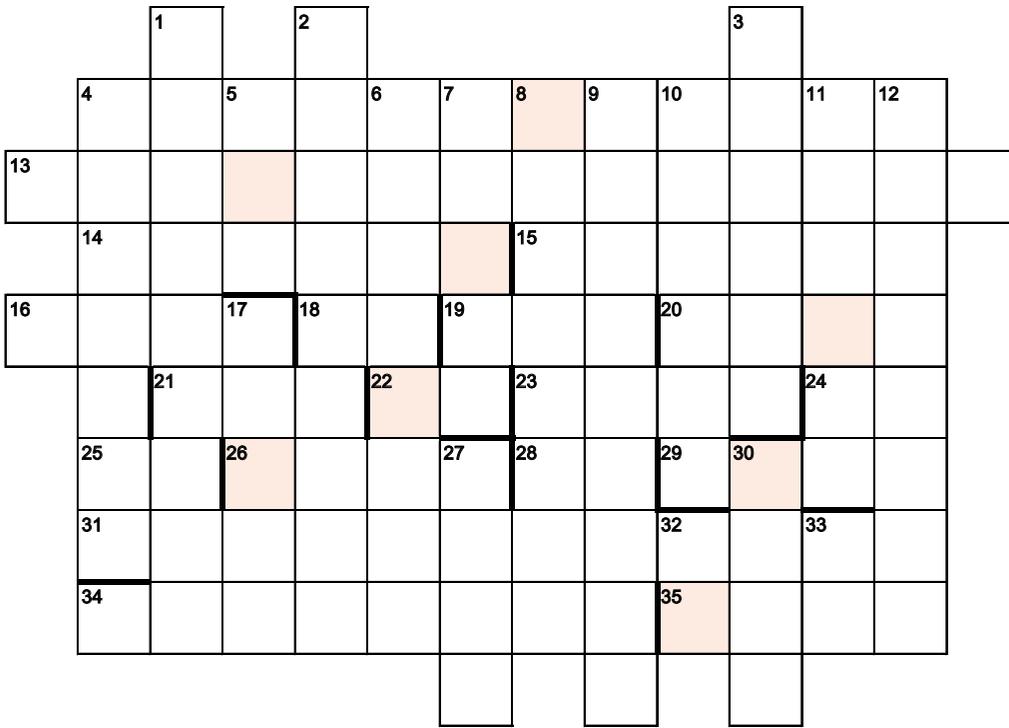
Leutenegger: Ich hätte gerne singen können. Meine Brüder konnten alle *handörgele*, ich habe kein musikalisches Talent, das hat mir gefehlt.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Leutenegger: Meine Mutter. Obwohl ich von den fünf Buben lange der kleinste war, schon krank zur Welt kam, ein kleiner *Räbel* war, sagte die Mutter immer, der Hans wird mal der grösste. Dabei bin ich erst mit sechzehn gross geworden, da hat's plötzlich wumm gemacht.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Leutenegger: Wenn ich auf den Kanarischen Inseln an der Sonne liege, einen Whiskey Cola neben mir. Und eine Zigarre rauchen kann. Das ist der schönste Moment im Leben.



Lösungswort — schlagkräftige Kranichvögel?

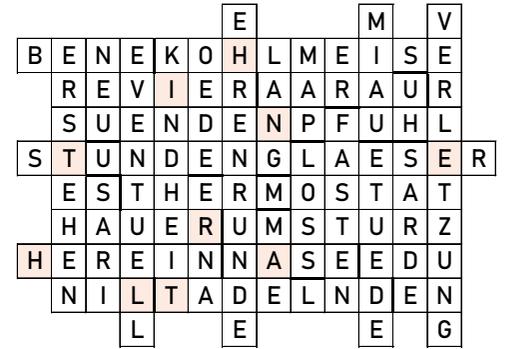
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Möbelstück plus Nachtreisezug plus Lotterieschein, zusammen unbegrenzt 13 werden Schiffsbauern zur Ansicht geschickt? 14 islamische Terrororganisation mitten in einer Armee, gar nicht wohlklingend 15 danach funktioniert vielleicht manches besser, vielleicht aber auch gar nichts mehr 16 sie hat schöne Blüten und man sollte sie unbedingt im Auge behalten 18 ⁹/₂₀ MM oder ²⁰⁰/₂₀ mm 19 ist in Videoaufzeichnungen zu sehen 20 sie durchquert München in ihrem Bett 21 hier sollte man nicht weit suchen 22 innwendig komplett ausgeräumtes Lagerhaus 23 Auterelles und Erafim haben dieses Weniger zu wenig 24 Wochenanfang 25 knapper Kriegsgrund 26 sportlicher Schulaufgaben-Teil oder wichtiger Sportflinten-Teil 28 diese Buchstabenkombination ist auf Skiern oder Schneeschuhen nützlich, nicht aber auf Snowboards oder Schlitten 29 importierte Getränke in Stripteaseclubs 31 solche Kunden sind überall gern gesehen 34 Pistenwildsau-Fortbewegungsweise 35 in Röhren ein leuchtendes Beispiel

Senkrecht — 1 sieht aus wie ein Nachtlokal, ist aber keines? 2 liegt irgendwo zwischen Weiler und Megacity 3 französische Gegend mit englischem Hinterteil hinten 4 wird nicht gejagt, sondern eingejagt 5 Grüezi für Nicht-Siezer 6 wird umso knapper, je höher man aufsteigt 7 können, entgegen gewissen Vorurteilen, problemlos mit andern Menschen kommunizieren – solange ihre Tastatur nicht defekt ist 8 jemand, der Papier zerknautscht? 9 typisch wokes Lebensgefühl 10 seine Lieblingskleidung: das Adamskostüm 11 ist für Kanadier, was Suva für Fidschianer ist 12 bieten Frosch-Sitzgelegenheiten an 17 5-senkrecht-Variante 27 sind Sitzplätze so, erfüllen sie ihre Funktion momentan nicht 30 sehr junger Nachwuchs in Feierlaune 32 knapper Rohrdurchmesser 33 so viele Finger haben japanische Hände

© Daniela Feurer – Rätsel Factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 851



Waagrecht — 4 BENEbelt (ital. f. gut) 8 KOHLMEISE 13 REVIER (Re vier) 14 (H)AARAUfall 16 SUENDENPFUHL 18 STUNDENGLAESER 22 KariES 24 THERMOSTAT (the R most at) 26 HAUER 27 UMSTURZ 29 SpeiCHEREINheiten 30 NASE 31 (R)EDUits 32 NIL (lat. f. nichts) 33 [T]ADELND 34 ENde

Senkrecht — 1 EHRENRUNDE 2 MIAU 3 VERLETZUNG 5 ERSTEHEN (Erst-Ehen) 6 NEU England/Schottland 7 EVENTUELL (even Tüll) 8 KINDHEIT 9 (B)OEDen 10 LA(du)NG 11 MAP 12 ER(kERN) 15 (K)UH 17 FASTEN (fast EN) 19 EndLOSSchleifen 20 (G)ETUEDEL 21 ManSARDEnzimmern 23 SARI (nordiranische Stadt) 25 jedem SchabERNACK 28 MAE West

Lösungswort — **HINTERHALT**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Silber: der Super-Rohstoff der Zukunft

Elektromobilität, Photovoltaik, Telekom und Medtech: Ohne Silber würden diese Branchen still stehen. Das Edelmetall ist gefragter denn je – und im Vergleich zu Gold viel günstiger zu haben. Investieren Sie einfach in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.

Reines Silbergranulat.
Mit jeder Einzahlung ins S-Deposito erwerben Sie Silbergranulat, den Grundrohstoff für alle Silberanwendungen.

Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

Win-win-Partnerschaften.
Über das S-Deposito lassen sich Tauschgeschäfte abwickeln. So kann man bei vielen Firmen Einkäufe gegen Silber tätigen.

Smart in Silber investieren.
Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Tägliche Ein- und Auszahlungen sind möglich.

Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken und Staat. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.

Begehrte in der Industrie.
Silber ist ein hervorragender thermischer und elektrischer Leiter. Der Weg zu einer emissionsarmen Wirtschaft führt über Silber.

Schützen Sie
Ersparnisse vor
Bankenkrisen
und Inflation!